

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Die Mappe**

**Lewald, August**

**Karlsruhe, 1843**

Skizzen

[urn:nbn:de:bsz:31-333430](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-333430)

## Skizzen.

—

### I.

#### Geburt und Personalbeschreibung.

„Ich war stets der Meinung, daß ein Ehrenmann, der sich verheirathet, und eine ausgedehnte Familie in die Welt setzt, einen größeren Dienst erzeigt, als derjenige, der einschichtig lebt und niemals an die Bevölkerung denkt“ — diese Worte des weisen Oliver Goldsmith habe ich nie beherzigen mögen. Ein leichtfertiger Egoismus besetzte mich zu sehr und ich befand mich in dem Zustande zu wohl, den ich meine Freiheit, meine Unabhängigkeit nannte. Meine Erziehung

war daran nicht Schuld, denn ich erhielt keine; was in mir keimte, konnte und durfte, unbeschnitten von der Scheere des Gärtners, frei in Blüten emporstreben und Niemand kümmerte sich wohl darum, welche Früchte daraus reifen würden. Daß einige reiften, danke ich meinem guten Stern!

Ich hatte das Unglück, meine Eltern frühe zu verlieren. Mein Vater verkürzte seine Tage durch allzuangestrengte Studien und meine Mutter starb an einer Unverdaulichkeit. Ich erhielt von diesem Erbtheil nichts, denn ich blieb mäßig mein Lebelaug; weder sinnliche noch geistige Genußsucht beschwerten mir Kopf und Magen. Mein Schicksal brachte mich in das Haus eines alten, sehr reichen Oheims, dessen natürlicher Erbe ich war. Ich hatte damals ein derbes, munteres Aussehen, das mich jedoch etwas älter erscheinen ließ, als ich's in der That, den Jahren nach war. Mein Körper war stämmig und verrieth Kraft; die Augen sahen feck in die Welt, die spitze, etwas in die Höhe gereckte Nase, schien einige Hoffnung auf gute Witterung im Leben zu haben; der Mund von

mäßiger Größe, verrieth satyrische Beredsamkeit. Die Haare sträubten sich empor, und sahen einem Wespen-  
 neste nicht unähnlich. Die Brust war breit, das Ge-  
 nick kurz und stark, die Arme hingen zwar an beiden  
 Seiten herab, allein sie waren nicht lässig und abge-  
 spannt, das sah man den stets halb geballten Fäusten  
 wohl an; die Füße hafteten am Boden, nach Gefegen,  
 die mehr der Sicherheit vor dem Umfallen entspra-  
 chen, als denen der Zierlichkeit, denn ich verschmähte  
 es stets wie ein Frosch die Füße auswärts zu setzen,  
 vielmehr stellte ich den rechten Fuß immer so recht ein-  
 wärts, weil er mir eigens dazu gewachsen schien. Dies  
 oder Jenes abbestellen fiel meinem Dheim und auch  
 sonst Niemand ein, und so konnte ich mir's denn von  
 Jugend auf bequem machen, da mich Niemand in mei-  
 nem Willen beschränkte. Gleich dem Uebrigen, war  
 auch meine Kleidung. Sie zeigte etwas Matrosen-  
 artiges, offenbar die behäbigste, die man wohl sehen  
 kann; mir war Stoff und Schnitt übrigens gleich-  
 gültig, und bis auf zwei ungeheure Schleifen, die  
 ich mir aus meiner Halsbinde zusammenschlang, weil  
 ich mir einbildete, daß mein Kinn darauf ruhend, dem

ganzen Gesichte etwas Würdevolles ertheile, war ich  
nicht sehr mit meinem Auspuge beschäftigt.



## II.

## Mein guter Oheim.

Mein Onkel war der Bruder meiner Mutter und gleich ihr liebte er die Freuden der Tafel über Alles. Jeder Leser wird mit mir übereinstimmen, daß sich dieses besser für ihn, als für sie schickte. Es wäre übrigens nicht richtig, wenn ich hier von Freuden der Tafel im gewöhnlichen Sinne sprechen wollte. Er aß und trank sehr gut und sehr viel, aber allein und still wie ein Katmauser. Ich selbst wurde nie zu diesen geheimnißvollen Opfern gezogen, sondern aß mit der Dienerschaft, die aus zwei alten Haushälterinnen bestand, über deren früheres Verhältniß zu meinem mütterlichen Verwandten, mir erst sein Testament ein Licht anzündete, nach dem ich ihnen zu bedeutende Legate bezahlen mußte, als daß ich hätte glauben können, mein Onkel wollte damit die Krastsuppen, Klystire

und Fontanellen belohnen, die er in spätern Jahren von ihnen empfing. Die Liebhabereien jedoch für sein Hauswesen untergruben nach und nach die kräftige Natur des Mannes, die bis nach Verlauf eines vollen Jahrhunderts allen Angriffen Morbonas Trotz geboten hatte. Wie es den Sechszigern zu ging, wollte es mit Nichts mehr recht fort.

Mein guter Dheim lebte auf einem Landsitze, der mit Forsten, Weihern, und Allem versehen war, was der üppigsten Küche nur erforderlich und ersprießlich seyn kann. Wenn er des Morgens in seiner Halle saß, wo er das Frühstück einzunehmen pflegte, das nur einfach aus Thee, gerösteten Butterschnitten, einem Feldhuhne, oder zahmem Geflügel, Schinken und Eiern bestand — so erschienen beide Duenas vor ihm, um ihm die Materialien zu präsentiren, aus denen sie das sehr solide Gewebe seines Mittagmahles zu wirken beabsichtigten. Die Eine hielt ihm einen fettgemästeten Kapaun vor, die Andere deutete mit schlaudem Lächeln auf eine schottische Hammelskeule von immensem Umfange; ihre Knie stützten den Korb, den die Bewohner der Gewässer, platte, weiße Schollen oder

streifige blanke Makrelen füllten, auf dem Boden ringelten sich zierliche, grüne Aale, Lampreten, Krebse lagen vom Laub stacheliger Nesseln halb verdeckt; es war ein Küchenstück des Pinsels eines Gerhard Dow würdig und im Vordergrunde thronte gleichsam mein Dheim im altherwürdigen Großvaterstuhle, den Fuß des Podagras wegen in siebenfache Rißen und Hüllen gewickelt und auf die weiche, elastischgepolsterte Unterlage hingegossen, mit bewaffnetem Auge die Schätze betrachtend und prüfend, die sich ihm darstellten. Der heitere, verzogene Mund entsprach vollkommen seinen innern Gefühlen — aber ach! die Gesetze der Natur sind unwiderruflich streng. Das Alter kommt mit seinen Schwächen. —

— — Il nest point de ciment que le temps ne dissoude:  
 Si vos marbres si durs ont sentis son pouvoir  
 Dois je trouver mauvais qu'un méchant pourpoint noir,  
 Qui m'a duré deux ans soit percé par le coude? \*

\* Es gibt keinen Kitt, den die Zeit nicht auflöst. Wenn nun Guer so harter Marmor ihre Macht gefühlt, soll ich's wohl übel nehmen daß eine schlechte schwarze Unterjacke, die mir zwei Jahre ausgehalten hat, am Ellenbogen zerrissen ist?

So ruft der satyrische Scarron aus!



Meines wackern Dheims Magen riß nun zwar nicht entzwei, aber er dehnte sich so gewaltsam aus, daß ein Zerreißen zu befürchten stand und eine plötzliche Erkrankung seinem Lebenswandel eine andere Richtung gab.

## III.

## Die Krankheit und der Congress.

Da lag der gute Alte im Bette. An Pflege fehlte es ihm nicht, er genoß vielmehr alle Süßigkeiten der Zubringlichkeit, womit bezahlte Theilnahme dienstbarer Hausgenossen alte Junggesellen umgeben. Keine Minute verging, wo ihm nicht die eine oder andere der Haushälterinnen ein Labfal oder eine Arznei vor's Bett brachte. Bald wurde er in die Höhe gehoben, um besser husten zu können, dann wurde ihm der Kopf gehalten, um das Ausspucken zu erleichtern; jetzt wur-

den die Polster frisch aufgeschichtet, Hände und Füße mit Decken umstopft, damit sich Schweiß zeige, Thee und Suppe ihm so lange und trotz eines hartnäckigen Hustens mit Gewalt eingeschüttet, bis ihm die Flüssigkeit in Strömen wieder zur Nase heraus sprudelte. Gleichviel! — so nur erweist sich Liebe und Zuneigung an dem, der sie bezahlen kann. Derjenige, den unbezahlte Liebe umgibt, liegt still und ruhig da, Weib und Kind stehen seitwärts und schlucken ihre Thränen nieder und haben nicht das Herz, sich so oft dem Krankenlager zu nahen, wo ihr Liebstes auf Erden Leiden ertragen muß.

War mein Oheim ruhig und von Schmerzen befreit, so wurde er auch wohl, scheinbar gleichgiltig, ausgefragt, wo dieses oder jenes liege, wozu er jene Kostbarkeit nach seinem Hinscheiden bestimmt habe, wo diese oder jene Sammlung hinkommen werde.

„Das ersteh' ich von meinem sauer Ersparten, und wenn es noch so sehr bei der Versteigerung in die Höhe getrieben werden sollte,“ sprach die Eine der Haushälterinnen, „denn ein Andenken muß ich doch haben.“

„Ich wünsche mir das Kleinste,“ setzte dann die Andere hinzu, „aber etwas muß es seyn, was unser edler Herr zu seinem täglichen Gebrauche hatte.“

„Gute Weiber,“ rief dann mein Oheim mit schwacher Stimme aus, „ich sorgte bereits für Euch und Ihr werdet meiner gewiß gedenken!“

Aber dabei blieb's nicht.

Die Verwandtschaft hatte von der Krankheit des Ehrenmannes gehört, und beschloß, die Sache zu einem erwünschten Ende zu führen.



Sie waren nach und nach auf dem Landsitze eingetroffen und hatten sich in dem alten Familiensaale, in

dessen hohem, irischen Kamine ein tüchtiges Feuer brannte, um die feuchten Dünste, die das lang verschlossene Gemach beherbergte, zu vertreiben, in einer großen Sitzung versammelt. Es waren lauter gewiegte Männer, die in den verschiedenartigsten Lebenslagen ausharrten, wie es wackern Leuten geziemt. Der reiche Dheim, oder vielmehr sein Tod, war für Viele darunter eine Aussicht auf Veränderung. Sie waren Alle schon bei Jahren, und trugen sich wie es diese und ihre verschiedenen Stellungen in der Gesellschaft erheischten, nach der Mode damaliger Zeit, die so würdig war, und so ganz geeignet, einem Jeden schon auf den ersten Blick die ganze Portion Achtung und Aufmerksamkeit zuzuwenden, auf die er Anspruch zu machen berechtigt war. Wie so Anders ist es doch jetzt und wie sehr erschwert ist dadurch Alles, was auf den nächsten persönlichen Umgang der Menschen Bezug hat. Jetzt, wo der Noturier gleich dem ältesten Sohne eines vornehmen Hauses sich durch nichts im Aeußern unterscheidet, ist es nöthiger als je geworden, alle jene Schranken, Hecken, Pallisaden und Gräben zu erfinden, die den Einen von dem Andern trennen,

und das Näherkommen nur durch schwere Garantien möglich macht, die selbst nicht einmal immer im Stande sind, vor unreinen Berührungen zu bewahren. Hat man nicht gesehen, daß Abenteuerer sich in fürstliche Salons drängten, und ist es daher übel zu nehmen, wenn streng exclusiv Denkende Anstand nehmen — zumal auf dem Continente — sich auch in sogenannte hohe Gesellschaft zu mischen? Von der guten nicht einmal zu sprechen, denn das ist fast immer anrücklich und zweideutig, was man mit diesem nichts sagenden Titel belegt.

Unsere treffliche Sippchaft enthielt jedoch lauter angesehene Männer; fast Alle zierten stattliche Bäuche; mehre von ihnen trugen sehr ehrwürdige Perücken, vielversprechende Nasen und hatten durch Schlemmen und Praffen so gut das Podagra bekommen wie der Kranke selbst. Man erwärmte sich sehr für das betrühte Loos des Kranken und da — wie dies schon Shakespeare in seinem Hamlet gezeigt hat — erheuchelte Zustände stets grasser erscheinen als wirkliche, so flossen dem theuern Verwandten auch reichliche Thränen.

Da saßen sie nun auf's tieffte betrübt und gaben ihre Stimmen ab, wie das holbe Leben zu fristen sei, und da Alle nur denselben Zweck vor Augen hatten, den wackern Alten recht bald zu beerben, so waren sie auch bald dahin übereingekommen, das einzige Mittel zu ergreifen, wodurch sie jenes Ziel erreichten und den Schein retteten. Dies war nehmlich so bald als möglich drei der bedeutendsten Aerzte aus der zunächst gelegenen Stadt herbeizurufen und diesen Hauptmatters das edle, aber lebensmüde Wild zu übergeben.

---

## IV.

## Ein Konzilium.



Mein guter Oheim hatte eine Pferdenatur. Der gutgenährte Körper widerstand allen Angriffen, welche

die in ihrem blinden Heilungseifer vollständig verbissene Facultät auf ihn machte. Da standen die drei weisen Männer und deliberrten und schienen es nicht begreifen zu können, daß der Alte noch immer lebte. Sie sannten auf neue Heilmittel, sie wollten es darin einer dem andern zuvorthun und überboten sich in den seltsamsten Combinationen. Wie Folterknechte waren sie beflissen, die Pein des Kranken zu vermehren.

Dieser spielte ihnen aber den Streich, plötzlich gesund zu werden und all ihre Bemühungen zu vereiteln. Die Geschwulst im Fuße schwand; die Schmerzen hörten auf; die alte Lust kehrte wieder und an einem schönen Morgen, als die Haushälterin noch einmal mit ihrem Decocte zum Bette des Kranken trat und die drei männlichen Parzen, unweit davon sich über den Zustand desselben unterhielten und ihn sehr bedenklich fanden — erhob der Alte ein wiehernendes Gelächter — fluchte ein wenig dazwischen und verlangte Schlafrock und Pantoffeln.

Vor Schrecken ließ die Haushälterin Schale, Decoct und Alles fallen; die Aerzte sprangen hinzu um den letzten Athemzug ihres lieben Schüglings in Em-

pfang zu nehmen — allein wie erschrafen auch sie, als der Dheim, wie ein ungezogenes Kind, mit beiden Beinen die beengende Decke abstrampelte, und mit seiner kräftigen Bassstimme begehrte, daß man ihm aus dem Bette helfe.

„Das ist der letzte Paroxismus!“ rief Doktor Nro. 1.

„Die Zwangsjacke!“ schrie Doktor Nro. 2.

„Schnell zur Aber gelassen!“ schrie Doktor Nro. 3.

Auf das Geschrei der Wärterinnen liefen die Verwandten herein. Alles war bemüht, den Alten zur Ruhe zu bringen, denn man glaubte, er befinde sich im Delirium. Vergebens suchte er sich auf die natürlichste Art verständlich zu machen — es half ihm nichts, und bald wäre es den vereinten Anstrengungen der hochgelahrten Aerzte, der lieben Verwandten und der treuen Dienerinnen gelungen, meinen Dheim zur wirklichen Leiche zu machen, wenn ich nicht zufällig herbeigelaufen wäre, um mich des armen, alten, so sehr geplagten Mannes anzunehmen.

Zuerst weinte ich vor Schmerz, denn ich hatte meinen Dheim wahrhaft lieb, dann aber entschloß ich

Die Mappe, von H. Lewald.

mich kurz, ihm auf kräftige Weise beizustehen. Klein wie ich war, und stämmig und stark, warf ich mich mitten unter seine Quäler und that ihnen allen möglichen Schabernack. Ich biß und kratzte und zwickte und kneipte, wo ich ihnen nur beikommen konnte und sprang wie ein wilder Kobold hin und her, so, daß sie sich meiner nicht zu erwehren vermochten. Dies schaffte dem Alten Lust und er war im Stande, während seine Peiniger mich zu entfernen suchten, sich aus dem Bette zu befreien. Er erhaschte jetzt einen Stock und mich an sich ziehend, stellte er sich in Positur jedem Angriff auf's kräftigste zu begegnen. Allein dazu hatte jetzt Niemand mehr Lust. Verwundert, mit weit aufgerissenen Augen standen Alle da und erwarteten die Lösung des ihnen unbegreiflichen Räthsels.

„Ich bin ja ganz gesund!“ schrie jetzt mein Oheim, „was wollt Ihr denn noch von mir? Laßt mich in Ruhe, ich will nichts mehr von Euch wissen —“

„Ach, diese letzte Kraftanstrengung kostet ihn das Leben!“ seufzte die ältere der beiden Haushälterinnen.

„Zum Henker wird sie das kosten!“ rief der Oheim, „vielmehr nehm' ich mir vor, jetzt erst mein Leben recht

zu genießen. Ich habe einen trefflichen Plan und den führe ich aus und brauche Euch Alle nicht dazu. Nur Du Sohn, sollst ihn mir ausführen helfen.“

Jetzt sahen sie nun wohl ein, daß hier von keinem Paroxismus die Rede seyn konnte und daß mein Oheim sich wirklich in einem unvergleichlichen Zustande geistigen und körperlichen Wohlbefindens bewegte. Die Verwandten ließen plötzlich die Köpfe sinken, denn mit der Erbschaft war es für diesmal nichts; die Haushälterinnen blickten mitleidsvoll nach dem Alten, als wollten sie seine jetzt entfaltete Kraftäußerung mit der Spanne Zeit in Vergleichung bringen, die er nach dem gewöhnlichen Gange der Natur noch zu durchmessen hatte und ihre zusammengekniffenen Lippen schienen sagen zu wollen: „Du entgehst uns doch nicht!“ Aber die drei Aerzte machten einen triumphirenden Gest und hoben sich stolz in die Höhe: „Unsern Heilmitteln ist es gelungen,“ riefen sie im Chorus, „dieses Wunder an dem Menschen zu bewirken! Wir haben ihm das Leben geschenkt!“

Und nun begann ein edler Streit zwischen dem Kleeblatt, von dem ich leider nicht genauen Bericht

abzustatten vermag, da sie zum Theil lateinisch sprachen. Doch so viel wurde mir klar, daß der Eine das Wunder den Blutentziehungen, der Andere den Alysieren und der Dritte den Purganzen zuschrieb. Mein Oheim aber lachte sie Alle aus und sprach:

„Zankt Euch nur bis Morgen, oder so lange Ihr wollt! Ich weiß, daß das Podagra kommt und geht, ohne daß man es ruft und wegschickt und daß es nur dann lebensgefährlich ist, wenn man es zur Höflichkeit zwingt, das heißt: wenn es zurücktritt. Im Uebri- gen aber verlangt ein alter Leichnam stets gute Nah- rung in gesunden Tagen, damit die alten Laue und Seile nicht zu schlapp werden und die verspötkten Ste- wen nicht auseinander fallen und daß es ihm nie daran gebreche, dafür will ich noch weiter sorgen, wie ich bisher dafür gesorgt habe. Jetzt geht nur hin, woher Ihr kamt. Euere Mühe soll Euch vergolten werden!“

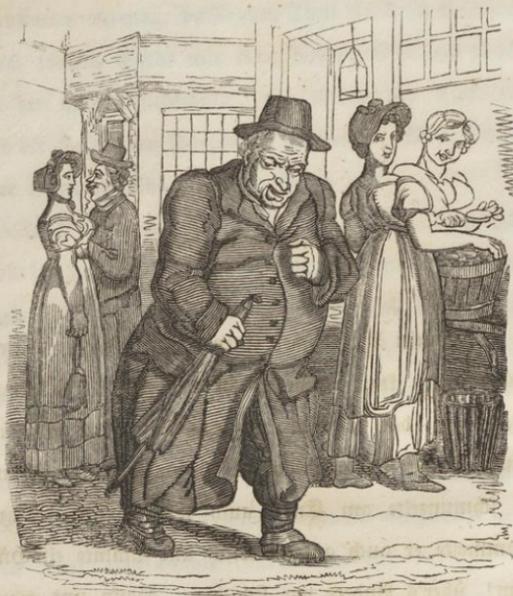
Er ging fort und ließ sie stehen. Ich stützte ihn, weil er durch's lange Liegen doch ein wenig steif ge- worden war. Wie lang sie standen, weiß ich nicht; andern Tages aber zogen sie weiter mit noch längern Nasen, als sie gekommen waren.

## V.

## Ein fühner Entschluß.

Daß mein Alter über einen großen Plan brütete, ward Allen klar. Oft guckte er über das Zeitungsblatt weg, das er Morgens zum Frühstücke las; sein Auge verlor sich gleichsam in ungemessene Fernen und er schmunzelte am Ende auch wohl dabei. Dann trommelte er auch auf den Tisch und summte ein Hm! Hm! über's Andere vor sich hin. Dann und wann ging er auf und ab und blieb plötzlich vor mir stehen, indem er, mich scharf ansehend, die Frage an mich richtete: "Wie wär's, Junge! Hm! was meinst Du?"

Und dergleichen Räthselhaftigkeiten mehr, die den Leuten wieder Allerlei zu reden gaben. Man weiß ja wie es die böse Welt so gern hat.



Ging er aus, so sahen ihm die Nachbarn ganz verwundert nach, weil er's gar so seltsam trieb, immer mit sich selbst sprach, den Hut in die Quer rückte, Niemand grüßte, ja beim schönsten Wetter einen Regenschirm mitnahm. Endlich fand sich ein unnützer Bursche, der sich herrenlos in der Stadt umhertrieb, in der mein Dheim jetzt oft zu verweilen pflegte, und

erzählte der Haushälterin schmunzelnd im Vertrauen: der alte Herr habe ihn gebunden, damit er ihn auf einer großen Reise begleiten solle. —

So standen die Sachen und Alles harrete neugierig der Lösung des Räthsels, als eines Abends, nachdem das letzte Stückchen Käse vom letzten Schlucke Hoch hinuntergespült war, mein Oheim gemüthlich den bequemen Stuhl zum Kamine rückte und indem er mit der Zange Kohlen zusammenlas und aufeinander legte, also zu sprechen begann:

31

„Ich fühle daß es uns in gewissen Jahren, ehe wir die letzte große Reise antreten, treibt und drängt, unsere Heimath zu verlassen und uns noch einmal recht in der Welt umzusehen. Der Drang dazu ist bei uns Alten stärker wie bei der Jugend. Es ist nicht mehr bloße Neugier, sondern vielmehr ein Zug der tief in der menschlichen Natur begründet ist. Es ist so als wenn wir, dem für Viele so furchtbaren Gast ausweichen wollten, als sollte er uns nicht zu Hause finden und nur vorerst eine Karte da lassen, mit den Worten „en personne.“ Reisen wir recht

schnell und recht weit, so scheinen wir uns einzubilden, daß er uns nicht einholen werde, und am Ende müde werden müsse, uns zu verfolgen. Kurz — das Reisen bei alten Leuten ist ein förmliches Davonlaufen vor dem Tode. Wie ich nun neulich so krank war, da machte ich mir Vorwürfe, daß ich bis jetzt diesen so üblichen Kunstgriff versäumt hatte und ich nahm mir vor — sollte ich wieder genesen und gestärkt von meinem Krankenlager erstehen — es daran nicht wieder so leichtsinnig fehlen zu lassen. Denn wahr ist es, die Krankheit und ihr unglücklicher Ausgang beschleicht uns in der gewohnten Umgebung, im thatenlosen Herumschlendern viel leichter, als auf der Reise oder im Geschäfte, sei es auch eins, das wir zu unserm Vergnügen ergreifen. Zu Hause da haben wir keine Waffen, um sie dem Feinde entgegenzustrecken; wir werden im eigentlichsten Sinne des Wortes überrumpelt und die schon halb entschlummerte Kraft, die lässig gespannten Nerven, ohne Widerstand und Energie, bedürfen nur eines Drucks, um alle, auch die geringste Thätigkeit für dieses Leben aufzugeben. Der schon in den Propyläen des Schlafes

Befangene bedarf nur einer kleinen Beihilfe, um die Augen für ewig zu schließen.“

Ich starrete meinen Oheim groß an, als ich ihn so sprechen hörte und sagte nichts, da ich ihn nicht ganz verstand; allein die Haushälterinnen, die zugegen waren, wischten aus pflichtschuldiger Heuchelei ihre Augen, als sie ihn so anhaltend vom Tod und Sterben sprechen hörten. Er aber bemerkte dies kaum und fuhr also fort:

„Mein Entschluß ist nunmehr gefaßt, ich will auch auf dem Kontinente Europa's umherreisen, wie's jetzt bei unsern Landsleuten Mode zu werden anfängt. —“

Die verehrten Leser werden nicht vergessen, daß hier vom Ende des vorigen Jahrhunderts die Rede ist. —

„Ich höre Wunderdinge von den Einrichtungen und Ergötzlichkeiten jenseits des Kanals und habe beschloffen, dies Alles einmal selbst kennen zu lernen. Zunächst will ich aber meine Schritte den Bädern zuwenden, von denen so viel Aufhebens gemacht wird. In Spaa und Pyrmont versammelt sich Alles was groß, reich, schön, berühmt genannt werden kann —

gut! ich will mir's in der Nähe ansehen und dann urtheilen, ob's werth ist, so genannt zu werden.“

Jetzt erst schauten sich die Haushälterinnen recht an und waren keines Wortes mächtig, so überraschend war ihnen diese Eröffnung. Allein im Hause zu wirtschaften, in dem Hause, das so wohlgehalten und eingerichtet war, schien ihnen eben nicht unerwünscht. Selbst in dem Falle nicht, wenn der Alte unterwegs das Zeitliche segnen sollte. Ich war der Einzige, auf den das Vorhaben des guten Oheims einen trüben Einfluß übte. Anfänglich schmeichelte ich mir damit: er werde mich mitnehmen, denn er selbst hatte hin und wieder ein räthselhaftes Wort fallen lassen, was wohl auf solche Weise, jetzt, da ich von seinem Plane wußte, von mir so gedeutet werden konnte. Jedoch war er davon abgekommen, oder ich hatte seinen Worten einen falschen Sinn unterlegt. Ich mußte bei den alten Haushälterinnen bleiben und erhielt Unterricht von dem Schulmeister des Orts, der wahrhaft dürftig genannt werden konnte, denn wollte ich von da oder dort etwas wissen, wo der Onkel nach seinen Briefen sich eben aufhielt, so wußte der dumme Mensch nichts

zu sagen, als: „er ist in Deutschland und Deutschland ist groß.“ Ich danke meinem Himmel daß ich später in eine Lage kam, diesem Mangel der ersten Grundlage zum Wissen, abhelfen zu können, und daß ich den glücklichen Instinkt besaß, der mich unbewußt zum Bessern trieb.

## VI.

## Ernste Betrachtungen.

Mein guter Oheim, dessen Andenken ich segne, ist schon lange todt, und ich selbst befinde mich nun nachgerade in der Altersstufe, auf welcher er stand, als er seinen ersten Ausflug auf den Kontinent machte. Wie sehr hat sich seitdem Alles verändert. Kriege und Friedensschlüsse wechselten mit einander; wir sahen Staaten und Länder entstehen und in Nichts versinken; Kronen fallen, Könige bluten und in die Verbannung schicken. Die ganze Welt sah sich in Strudel und Gährung gewaltsam gerissen; neue Erfindungen drängten die Schritte des Einzelnen zu einem großen Ziele und das Reich der Gedanken erweiterte sich fast in's

Grenzenlose. Nur Eines blieb in diesem ungeheuern Tumulte allgemeinsten Aufregung unverändert; der menschliche Körper mit seinen Mängeln und Schwächen, mit seinen Schmerzen und Leiden, mit der ganzen Hinfälligkeit seiner Natur, mit Kachexie, Dysenterie, Hydropisie, Podagra, Phthisis, Hämorrhoiden, kurz mit dem ganzen Rosenkranz seiner Gebrechen und der Unmacht der Aerzte, einen abgenützten Körper in einen frischen zu verwandeln, trotz Versuche und Meinungen, Systeme und Theorien die seit Jahrhunderten deshalb angestellt und ausgetauscht wurden.

So lange der Mensch sich nicht mehr und mehr der Natur nähern wird, so lange wird er mit allen Nebeln zu kämpfen haben, die ihn unterminiren und ihm unter Schmerzen ein frühes Grab bereiten. Seiner Arzt ist der gewissenhafteste, der dazu rath, unsere zu üppige und unserer Natur nach vollkommen unpassende Lebensweise aufzugeben. Ein solcher Arzt wird der letzte Arzt seyn, denn die Krankheiten werden aufhören und das Studium der Medizin wird als überflüssig ebenfalls aufhören müssen.

Fromme Wünsche! Alle Systeme, selbst diejenigen

die auf einfache Vorschriften der Natur gegründet scheinen, leiden immer noch an Beimischungen, die das glückliche Resultat, das erzielt werden könnte, nicht erreichen lassen.

Man verzeihe mir diese Abschweifung! allein man wolle bedenken, daß ein Leidender, der in's Bad zu reisen gedenkt, dergleichen Gedanken nicht von sich entfernt halten kann, und daß — wenn man überhaupt den Willen hegt, seine Gedanken niederzuschreiben, man nicht etwas unterdrücken mag, was einem auf dem Herzen liegt. Und in der That, ich hatte in der letzten Zeit viel über meinen Zustand, so wie über den der Medizin überhaupt und insbesondere nachgedacht, und wäre leicht im Stande, einen Traktat darüber in die Welt zu schicken, der selbst den Aerzten Nüsse zu knacken gäbe. Allein ich will dies Alles hier zurückhalten und auf eine andere Zeit versparen.

## VII.

## Des Oheims Reise.

Mich zu dem großen Ausfluge rüstend, dem jeder auf seinem Gute lange Jahre eingepferchte Eingeborene der britischen Eilande mit einer sonderbaren Mischung von Wollust und kindischem Bangen entgegen sieht, war ich auch bemüht, in dem alten Schranke des verstorbenen Oheims sorglich nachzusehen, ob sich nicht etwa Dokumente vorfänden, die mich über manchen Skrupel hinwegheben und mir eine nützliche Lehre mit auf den Weg geben könnten.

Denn so sehr wir auch uns stellen, als befremde uns nichts was wir draußen zu sehen bekommen, so sind wir doch von vielen Dingen verblüfft; um unsere Empfindung gleich mit dem rechten Ausdruck zu bezeichnen, vermag ich kein anderes Wort zu fin-

den. Wir thun zwar so als legten wir uns keinen Zwang auf, und es scheint als wollten wir gerade so thun als wären wir zu Hause, allein aufrichtig gestanden, so verbirgt sich hinter der Art von oft fleghafter Ungezwungenheit, die wir zur Schau legen, doch die plumpe Verlegenheit in allen Dingen, eines Neu- lings der aus engbegrenzten und sehr eintönigen Ver- hältnissen zum ersten Mal in die Bewegung eines verfeinerten, von tausend anregenden Atomen durch- drungenen Lebens tritt.

Ich will es hier nur sagen, wir wissen trotz der Regeln unserer strengen Etikette, und wohl eben des- halb: nicht zu sitzen und zu gehen, nicht zu sprechen und zu stehen, nicht zu essen und zu trinken und bei unserm so viel gepriesenen Comfort, stehen wir in all diesen Beziehungen weit hinter Allem zurück, was uns in den großen Städten oder in den glänzenden Bade- orten Frankreichs und Deutschlands entgegentritt.

Was ich von aufgezeichneten Bemerkungen unter des Dheims Papieren vorfand, war jedoch nur sehr wenig und beschränkte sich blos auf einige Erfahrun- gen, die ich hier einschalten will, weil sie im Stande

sind, das Damals zu dem Fest in ein richtiges Verhältniß zu setzen.

— — — Das erste was meinem Oheim über die Maassen auffiel, war das reichliche Essen, das er in allen Wirthshäusern auf der ganzen Straße fand, und das seinem von der langen Seereise — er landete in Rotterdam und von Dampfsschiffen war damals noch keine Rede — arg mitgenommenen Magen besonders wohlthat. Er wunderte sich daß oftmals selbst ein Haus von nur unscheinbarer Aussenseite doch die Tafel so reichlich besetzte und mit Gegenständen besetzte, deren sich in Altengland nur der größte Luxus zu bemächtigen im Stande ist. Delikate Flußfische, Forellen, Wild aller Art, feines Gemüse und ausgesuchtes Obst täglich zu erhalten, das ist etwas worüber ein so wackerer Gerneffer wie mein seliger Oheim, allerdings auf das Freudigste erstaunen mußte. Am sonderbarsten kamen ihm aber die zahlreich besetzten Wirthstafeln vor und er hatte Mühe, sich mit dieser Sitte, die seiner ganzen, bisher geführten Lebensweise widersprach, vertraut zu machen; bequemer war es ihm, wenn er in einsamen Landwirthshäusern allein zu Tische sitzen

konnte, nur von seinem Diener umgeben, der das Amt eines Mundschenken fleißig versah und nur zum Abbeißen, Kauen, Hineinschieben, und Schlucken, die erforderlichen Werkzeuge bewegen durfte, ohne nöthig zu haben, irgend eine vorlaute Frage zu beantworten,



was — so kurz man sich auch dabei fassen mag — immer eine Unbequemlichkeit ist.

Dann verwunderte er sich ganz besonders über die Uneigennützigkeit der Leute, die für ihn allein so auftrugen, als ab zehn bei Tische saßen, und noch mehr über ihre Ehrlichkeit, daß sie so billig dabei waren und ihm die derbste Indigestion zu einem Preise überließen, der ihm in seinem Vaterlande, wollte er nach ihm seine Mahlzeiten bemessen, einem langsamen Hungertode überantwortet haben würde.

Die Leute, bei denen er einkehrte, freuten sich seines ungeheuerlichen Appetits, aber sie schenkten ihm nichts, wie ich jetzt aus einigen Rechnungen ersehe, die den Papieren des Oheims beilagen und die ich nunmehr nach der eigenen Erfahrung beurtheilen kann.

Er reiste ganz nach seiner Laune. Die Wege waren dazumal schlecht und die schönen Städte am Rhein, die jetzt durch Dampfschiffe und Eisenbahnen so nahe gerückt sind, lagen noch ziemlich vereinzelt da, an ge-

ziemenden Zwischenstationen fehlte es auch, und so brauchte man eine gar lange Zeit, bis man von der einen Stadt zur Andern kam. So traf sich's denn, daß ein „empfindsamer Reisender,“ zu welcher Klasse offenbar unser guter Dheim zu zählen war, der sich hier und dort aufhielt oder weiter eilte, wie es ihm die Laune eingab, oft von der Nacht in ziemlich unwirthbarer Gegend überrascht wurde.

Damals war ein reisender Engländer noch eine Person die große Achtung und großes Mitleiden erregte. Achtung, weil sich mit dieser Erscheinung so gleich der Gedanke kolossalen Reichthums verknüpfte, Mitleid, weil man uns sammt und sonders für verrückt hielt. Zu jener Zeit wußte man noch so viel Fabelhaftes von uns zu erzählen, was allgemein geglaubt wurde; unsere Insel war als das theuerste Land der Schöpfung verschrien, um hinzukommen mußte man auf gut Glück eine Seereise bestehen, die einige Wochen anhalten konnte — was Wunder also, daß nur Wenige sich berufen fühlten, England durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Was nun aber herausreiste war die Musterkarte, die Patrone, wo-

nach das ganze Volk in der Einbildung zugeschnitten wurde.

Damals ging auch noch das Märchen vom Spleen herum, den der Alpdruck unserer Nebelluft in dem englischen Gemüthe erzeugen sollte, und der uns zum Selbstmorde treibt. Damals glaubte man auch noch daran, daß Engländer die Welt durchziehen, um sich eine Gattin zu suchen, die sie nicht um ihres Standes und Reichthums, sondern blos um ihres guten Herzens willen liebten. In jedem Engländer sah man einen Lord; in jedem Lord einen Millionär; in jedem Millionär einen schwärmerisch Liebenden, einen Selbstmörder, einen Halbverrückten oder so etwas dergleichen. Freilich reisten damals noch manche unserer höchsten Aristokraten, die sich vor Geld nicht zu lassen wußten und bei denen der Reichthum in der That allerlei Launen erzeugte; Leute, die einen galonirten Kurier voraussandten, um ein ganzes Hotel für sie zu mietzen, deren Reise-Equipage orientalische Pracht entfaltete, und die Gold um sich regnen ließen, wie der alte Göttervater um Danae zu berücken. Dies Alles gehört aber bereits wie Danae und der alte Götter-

vater selbst der Fabelwelt an; jene Engländer sind Fossilien geworden, Thiere einer entschwundenen Urwelt, man findet sie gar nicht im Ganzen mehr wieder.

Hier einen Zahn, dort ein Wirbelbein — das ist Alles was man von ihnen noch antrifft. Die Bewohner des Kontinents sind seitdem inne geworden, daß der eigentliche Beweggrund, der die Engländer zum Reisen treibt, das Sparen ist, und wahrlich meine Landsleute verstehen es so gut, dies System in Ausübung zu bringen, daß die Gastwirthe bald nicht mehr nach der Ehre geizen werden, sie zu beherbergen und sich vielmehr dadurch zu entschädigen suchen, daß sie Söhne anderer Länder für Engländer zu halten vorgeben und diese dadurch geschmeichelt oder nicht, aus falscher Bescheidenheit, die der Engländer gar nicht kennt, das Doppelte und Dreifache zahlen müssen, von dem was andern ehrlichen Menschen notirt wird.

Als mein Oheim seine Reise nach Deutschland unternahm, glänzte noch die herrlichste Aureole gebiegenen Goldes um den Namen „Altengland.“ Er konnte sich nicht verläugnen und wurde daher überall mit großer Ehrfurcht empfangen und unter großer Prellerei entlassen.

Das Geschichtchen mit dem alten, ehrenwerthen Kanonikus Fugger aus Augsburg ist bekannt genug, der sich auf der Reise nach Rom, von seinem voranreitenden Reitknecht, jene Schenken, die guten Wein hatten, mit einem **Est** bezeichnen ließ, das der Diener mit Kreide an die Thüre des Hauses schrieb. In Montefiascone schmeckte dem Reitknecht der Wein so gut, daß er dafür hielt, seinem Herrn einen ganz besonders gewichtigen Wink darüber zu geben, und **Est Est Est** an die Thüre zu schreiben. Fugger kam und fand diese Weisung so richtig, daß er so lange sitzen blieb bis er sich zu Tode getrunken hatte.

Mein Oheim mochte davon gehört oder gelesen haben, oder eine eigene Combination brachte ihn auf den Gedanken — genug, er kam auf den Einfall, seinen getreuen Bedienten in gleicher Absicht vorauszusenden, wie der Kanonikus den seinigen.

Das **Est** war indeß nicht nöthig, sondern der Bediente erwartete trinkend seinen Herrn, da wo er es der Mühe werth fand, zu bleiben. Im Lande des Hock, wie die Engländer allen Rheinwein benennen, ein Wort das ursprünglich erfunden wurde um den

köstlichen Hochheimer zu bezeichnen, war jeder Weinberg in den Augen des Bedienten ein Bergwerk, das gediegenes Gold zu Tage förderte, und jede Kneipe einem Paradiese des siebenten Himmels der Muhammedaner zu vergleichen.

Oft fand der Herr den Diener halb oder ganz eingeschlafen hinter'm Tische und dies war das sicherste Kennzeichen, daß der Wein vortrefflich war; denn der Bütsche durfte ein Kenner genannt werden. So saßen sie denn manchmal die Nacht hindurch, bis an den frühen Morgen. Die Leute des Hauses waren längst schlafen gegangen und nur eine schläfrige Kellnerin kragte sich gähmend unter der verschobenen Mütze hinter dem Verschlage, in dem gleich einem wilden Thiere der brummige deutsche Wirth sich von seinen Gästen abgefondert zu halten pflegt. Sie mochte die Engländer verwünschen, die sie um ihre kostbare Ruhe brachten. Diese hatten indeß ihre gehörige Anzahl von Flaschen geleert und mein guter Dheim, der des Guten gern recht viel haben mochte, stieß zuletzt wohl das Glas bei Seite, das nur ein gemeines niederdeutsches Stengelglas war und forderte einen Topf auf gut

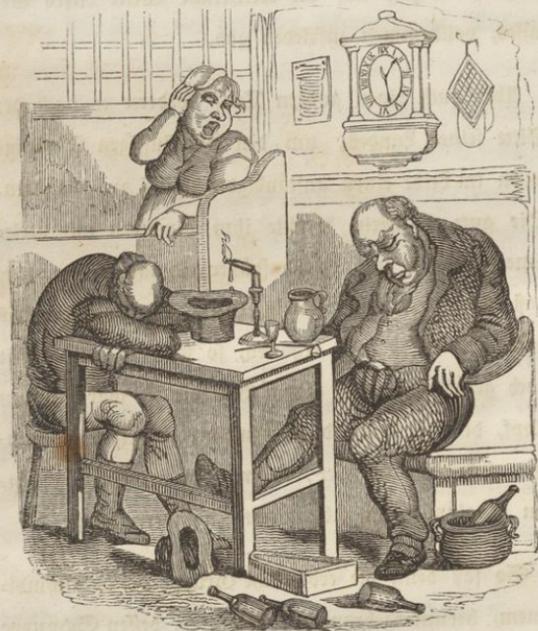
Englisch. Da man nun aber ein Trinkgeschirr nicht hatte, so gab man ihm einen Kochtopf, womit er sich auch in Bezug auf die erkleckliche Weite dieses Gefäßes, vollkommen zufrieden gab.

Aber auch einen andern Topf forderte er nach der Sitte seines Landes, um den überflüssigen Feuchtigkeit im Leibe einen anständigen Abfluß zu gewähren. Die gute Kellnerin brachte ihm denselben mit verlegnem Gesicht, und da sie früher einmal gesehen hatte, daß man das Getränke in kaltes Wasser oder Eis setzte, um es kühl zu erhalten, so stellte sie die einzige noch gefüllte Flasche, gutmüthig wie sie war, in den Topf, den der Anstand zu nennen verbietet, und wunderte sich nicht darüber, da man ja bei einem reisenden Engländer sich über nichts wundern durfte.

So saß denn die erbauliche Gruppe bei abgeschmolzenem, heruntergebranntem Talglichte, dessen Schnuppe aus dem Hute meines Oheims einen Pomadetopf zu machen drohte, der am andern Morgen seinen wenigen Haaren einen glänzenden Firniß zu geben versprach und harrete des beglückenden Morgens und der

Die Mappe von A. Lewald.

rosenfingrigen Cos, der die sentimentalen Reisenden  
weiter in die Welt geleiten würde.



## VIII.

Worüber sich mein Oheim ärgern konnte.

Worüber sich mein Oheim in Deutschland recht von Herzen ärgern konnte, das waren folgende Dinge.

Zuerst verdroß es ihn, daß alle Welt französisch und fast Niemand englisch konnte, da doch weit mehr Engländer als Franzosen damals für ihr Geld reisten. Er war genöthigt, so gut es gehen wollte, einige deutsche Worte zu lernen, um sich nur zur Noth verständlich machen zu können. Dies aber brachte ihm den zweiten Aerger zu Wege, da er nun Zeuge von der Umständlichkeit wurde, die den Deutschen im Allgemeinen innewohnt; von den übertriebenen, fast chine-

fiſchen Komplimenten, von der nichtsſagenden Weitſchweifigkeit womit ſie die unbedeutendſten Dinge einleiteten, von der Neugierde und erheuchelten Theilnahme, womit ſie ſich nach den unbedeutendſten Umſtänden gänzlich fremder Menſchen erkundigten, wie z. B. ob Einer gut geſchlafen habe und dergleichen.

So war ihm ein Geſpräch, das er einmal zufällig anhörte, und dann gehörig vedolmetschen ließ, in dieſer Hinſicht ſo merkwürdig geweſen, daß er es aufzeichnen zu müſſen glaubte.

Ein dicker, deutſcher Kleinſtädter, einen langen Zopf vom Haupte herniederhängend, ſaß, die Pfeife im Munde, an einem Tiſche und ließ ſich von dem Kellner — Marqueur benannte er ihn — ein Glas Bier einſchenken; dabei entſpann ſich folgendes Frage- und Antwortſpiel.

Der rauchende Zopf. Sage Se mir — hab' ich Sie nit ſchon wo geſehet?

Der Kellner. Kann wol ſeyn —

Der Zopf. Paß! Paß! Waren Sie nicht bei der Reitergeſellſchaft? Paß! Sie haben einen Tiger geritten und auf zwei Hörner trompetet.

Es schien meinem guten, empfindsamen Dheim, als wenn der Kellner hier roth wurde. Er besann sich eine Weile; endlich drückte er sein empörtes Gefühl hinunter und antwortete entschlossen:

Der Kellner. Ja, Herr, i war der Bajazzo davon.

Man sollte meinen der langzopfige Henker hätte mit dieser, das Selbstgefühl herausfordernden Marter schon genug gehabt. Allein weit gefehlt! Er fragte weiter.

Der Zopf. Wie heißen Sie denn?

Der Kellner. I heiß' Louis —

Er wollte gehen, allein der Zopf rief ihm noch hinterdrein:

„Mai, sage Se mir doch, habe Se nit 'mal Meerkaß geheißt?“

Der Kellner antwortete nicht und lief davon. Mein Dheim erhob sich und wollte den Unzartfühlenden zur Rede stellen, allein er war nicht stark genug dazu, in der einzigen Sprache, die der Andere rebete, und mußte es daher unterlassen. Er konnte sich nicht denken, daß dabei nicht irgend ein versteckter Grund, eine Art von böshafter Rache liegen sollte und wünschte zu wissen,

was der Kellner dem Zopf wohl zu Leide gethan haben mochte. Er kannte nehmlich nicht diese unbehilfliche und oft verlegende Art, die es für Höflichkeit ansehen, sich nach allen möglichen Verhältnissen, den Namen, Verwandtschaften u. s. w. zu erkundigen.

Eine andere Sitte beleidigte meinen Oheim nicht minder. Er hatte nehmlich bemerkt, daß fast Jedermann besonders die Frauen, Zuckerwerk und Obst an der Wirthstafel einsteckten und mitnahmen, wenn sie vom Tische aufstanden, nachdem sie bis zum Zerplagen davon genossen hatten. Der arme Wirth, der reichliche Speisen seinen Gästen vorsetzt, dürfte doch wohl in so weit sich auf ihre Diskretion verlassen, daß sie damit nur ihren Bauch und Magen, die natürlichen Taschen ihres Körpers vollstopften, nicht aber auch noch jene Taschen, welche die Kunst des Schneiders ihnen daran nähte. Ich habe diese Unsitte bei meinen spätern Reisen jedoch noch weiter treiben sehen. In einem kleinen württemberg'schen Bade, ich glaube es war Niedernau bei Tübingen, trug fast jeder Gast einen Teller des Desserts mit fort, im eigentlichen

Sinne, das was er nicht mehr in sich hineinsprossen konnte. Auf die Frage, wie so etwas verantwortet werden könne, erfährt man, „daß es den Kindern mitgebracht würde. Die lieben Kleinen wollen doch auch etwas, wenn die Eltern nach Hause kommen,“ antwortet die deutsche Gemüthlichkeit. Aber mein Himmel, dafür hat der Wirth, der blos Euch für einen übereingekommenen Preis zu sättigen hat und dies gewöhnlich auf sehr großmüthige Weise thut, nicht zu sorgen. Kauft Euern Kleinen Zuckerbrod, wenn Ihr glaubt, ihnen etwas davon nach Hause bringen zu müssen.

So enthalten über die Wirthstafeln in Deutschland die Papiere meines Oheims noch manche Bemerkung. Er klagte sehr über das Rindfleisch. Als er zum ersten Male die schlechte Suppe sah, freute er sich und meinte: daß die deutsche Küche vorschreibe, die Kraft im Fleische zu lassen und solches nicht zu sehr auszukochen; als dann aber das ausgekochte und wässerige „Beef“ erschien, eine Schüssel, die für uns vom höchsten Werth ist, und ohne die wir nicht glauben können, ordentlich gegessen zu

haben, selbst wenn man uns das Leckerste vorzusetzen nicht verabsäumen würde — da war mein Oheim höchlich erstaunt und wünschte etwas Näheres von der Manipulation des Koches zu erfahren, die dem Fleische die Kraft entzog, ohne sie der Suppe mitzutheilen. In Wahrheit aber ist das Fleisch nicht sehr saftreich und namentlich von den auf dem Acker abgetriebenen Ochsen Süddeutschlands und von den Kühen, die neben ihrem weitverbreiteten Milchgeschäft auch noch Zugthiere abgeben müssen, an und für sich faserig, zäh und unkräftig — andern Theils vergeuden die deutschen Köchinnen die Kraftbrühe des Fleisches, dem sie Alles Dymazom entziehen, zu so vielfältigen, winzigen und unwesentlichen Gegenständen, wie z. B. zum Gemüse, das sie doch auch wie wir, vernünftigerweise, mit frischer Butter sehr wohl abspesen könnten.

Außerdem empfand mein Oheim auch den gänzlichen Mangel der Seefische, die er sehr liebte. „Der Franzose hat Recht,“ pflegte er zu sagen und es war der einzige Fall, daß er einem Franzosen Recht gab — „der Franzose hat Recht, der behauptete: der Turbot ist unter den Fischen, was Turenne unter den Feldherren.“

## IX.

## Kunst, Künstler, Kenner.



Sarkastisch sind auch die Bemerkungen die mein  
Dheim über die Kunstkennerchaft und die Wuth Al-

terthümer zu erstehen, zu Papier brachte. Der gute Mann! was würde er erst gesagt haben, wenn er seinen Stab weiter gesetzt hätte, etwa nach Italien, oder wenn er erlebt hätte, wie weit es damit in unsern Tagen gekommen ist.

Offenbar kommt die Benennung eines alten Bildes „Schinken“ daher, daß es wirklich Räucherungsanstalten gibt, wo neue, auf alt gemalte Bilder, jenen edeln Schimmel, jenen kostbaren Dampf und Schmutz erhalten, der ihnen den hohen Werth beilegt. — Anstalten die sich durch nichts von jenen unterscheiden, die man in Bewegung erhält, um Schinken, Gänse und Würste schmackhaft für den Gaumen zu machen.

Der Antiquar führt den Kunstfreund mit stolzer Miene zu seinen Seltenheiten; der wahre Kenner muß davon entzückt seyn. Man denke! Wir stehen hier vor einer Sphinx, die schon vor vielen tausend Jahren ein aus der Wüste kommender Samum mit Sand überwehte, und die ein glücklicher französischer Reisender an der großen Zehe, die aus der Verandung hervorschaute, erkannte, ausgrub und nach Europa brachte. Hier kaufte sie ein reicher und gelehrter Kenner um

eine große Summe von ihm, als er sie in Paris aufgestellt hatte, allein in der Revolution, wo alles Große und Schöne zertrümmert wurde, kam der so viel gescholtene Pöbel auch über die Sammlung des großen, reichen und gelehrten Kenners und warf das unnütze Zeug, das ihm für den Augenblick zu nichts gut schien, zum Fenster hinaus auf die Gasse. Dies Loos theilte die alte, vom Samum einst verschüttet gewesene Sphinx wobei ihr einige wesentliche Gliedmassen abhanden kamen. Durch verschiedene günstige und ungünstige Zufälle fiel sie nun in die Hände eines kunstkennerischen Lords, der sie theuer bezahlte und in eines seiner Schlösser vergrub, wo sie eben so verschüttet, wie einst vom Samum Jahrhunderte lang auf einen neuen Entdecker und Ausgraber hätte warten können. Allein das Schicksal hatte es anders beschlossen. Der Lord starb

und ließ bei seinem Sterben,

die Sammlungen den nächsten Erben.

Diese hatten keinen Sinn dafür und wollten nur Geld, Geld, Geld! Die kostbaren Seltenheiten wurden, nach dem technischen Ausdruck unter den Hammer

gebracht, aber früher in aller Welt's Blätter und Zeitungen ausgeben. Liebhaber und Handelsleute stellten sich von allen Ecken und Enden ein und die Gegenstände gingen zu hohen Preisen weg. Unter dem von unserem Antiquar Erstandenen befand sich nun auch diese Sphinx und er ist so glücklich, sie seinen Gönnern und Kunden zu einem — in Betracht der Seltenheit — gewiß geringen Preis anzubieten. Was die Zeit, der afrikanische Sand und die französische Revolution der Antiquität geraubt, hat der gewandte Handelsmann von Künstlerhänden so geschickt ergänzen lassen, daß man Altes und Neues nicht zu unterscheiden vermag. Hier verließ ihn jedoch seine Umsicht; denn diese Täuschung erregt das Mißtrauen. Ist es jetzt möglich Sphinxtheile so glücklich nachzuahmen, wer steht uns denn dafür, daß die ganze Sphinx nicht nachgeahmt sei?

Neben der Sphinx erblicken wir den Kaiser Caracalla aus weißem Marmor; neben Caracalla eine Mumie, aus deren Hieroglyphen uns klar wird, daß sie aus den Zeiten des großen Sesostris stammt und einst eine Bäckerfrau war, die in Memphis ungefüer-

tes Brod verkaufte, eine Art von Schiffszwieback, dessen sich die Israeliten bei ihrem Marsche durch die Wüste bedienten, und das sie Mäze nennen.

Zur Seite der Mumie lehnte ein altes Schwert, das einst der riesige Held Hanns Dollinger geschwungen haben soll und neben diesem steht eine vollständige Rüstung des berühmten Zauberers Dwen Glendower, an dessen Armschiene noch die beiden Nägel fehlen, die Schuld daran waren, daß ihm der Stoß des Gegners an's Leben ging. Was sollen wir nun noch von dem Bogen Montezuma's berichten, der über Dwen Glendower's Rüstung schwebt, was über die authentischen Büsten des berühmten Parazelsus, und Peter Heles, des Erfinders der nürnbergger Eier, später Taschenuhren genannt? Hier steht Mand-Schong-Tu, der Regenerator der dramatischen Kunst in China, dort blöcken uns wilde, merikanische Götzenbilder an; hier Terrakotten des Mittelalters: Cellini, Della Robbia, dort pompejanische Gefäße, Nachttöpfe alter, skandinavischer Fürsten, Trinkhörner, Pulverhörner, Jagdhörner, Flinten, Säbel, Streitkolben, Kreuzsire, Altäre, Pagoden, ein Schleier der Bianca Ca-

pello, eine Locke der Agnes Bernauer, ein Zahn der heiligen Apollonia, den ihr der Tyrann ausreiffen ließ, ein verbrannter Fegen von dem Leibbrocke des heiligen Lorenz, eine Scherbe von dem Topfe, auf den sich Berthold Schwarz setzte, und mit ihm in die Luft flog! Unendlich ist das Reich des Wissens, unendlich das Reich der Forschung, am unendlichsten das Reich des Findens für die, welche zu suchen verstehen. Denn es steht geschrieben: Suchet so werdet Ihr finden!

Mit wässerndem Munde und einer Seeligkeit sonder Gleichen in den Blicken, sieht man die Kenner solcher Schätze bei den Sammlern umhersteigen, und wenn sie nicht dem zehnten Theil von dem Glauben schenken, was ihnen dort gesagt wird, so ist es doch ein gewisses Etwas, was sie immer wieder hinzieht, und dieses Etwas ist: als Kenner gelten zu wollen.

Noch viel mehr aber ist dies der Fall in den Gemäldegallerien. Die Besucher derselben kann man füglich in drei Klassen theilen. In solche, die Alles auf Treu und Glauben hinnehmen und dann in förmliche Extase gerathen; in andere, die Alles in Zweifel

ziehen und Alles besser wissen, und endlich in die Gleichgiltigen, die jede Sammlung oder Gallerie für einen schicklichen Ort halten, um sich ein Stellbichein zu geben.

Die Leichtgläubigen und Enthusiasten springen von der rechten zur linken, und von der linken zur rechten um das schönste Licht zu gewinnen; treten zurück, dann wieder näher hinzu, knien nieder, stellen sich auf die Zehen, kauern sich davor, kurz — unterlassen kein Manöver, um sich recht deutlich von der Sache zu überzeugen, — daß man sie zum Besten hält? — Gott bewahre! sondern daß sie auf dem rechten Wege sind, Kunstkenner zu werden.

„Wie ist das Gewand so schön geworfen!“ —

„Und das Fleisch — oh! wie sehr Fleisch!“ —

„Das Nackte! groß!“

„Und die Hände!“

„Das ist die Hauptsache, daran erkennt man den Meister!“

„Van Dyk!“

„Rubens!“

„Ditto Venius!“

„Gleichviel — Niederländer! — Dieselbe Schule!“

„Der Meister des Meisters — oder der Schüler  
des Meisters.“ —

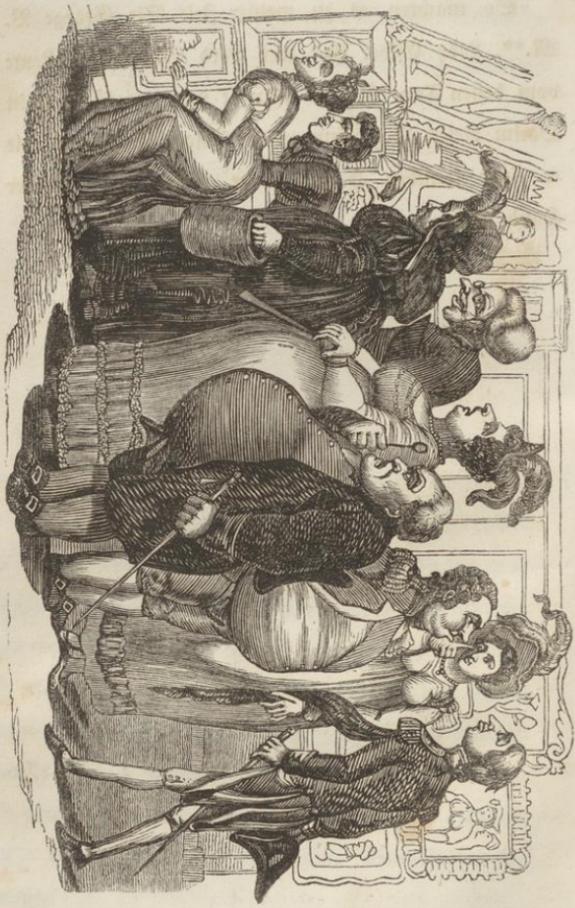
„Oder der Meister selbst.“ —

„Glauben Sie daß Rubens solchen Kasimir malen  
konnte? Man glaubt ordentlich daß das Weinkleid  
lebe!“ —

Dieser Kunstkenner war offenbar ein reichgeworde-  
ner Schneider.

Die zweifelhaften Kunstkenner halten sich fern oder  
nahe den Gemälden, je nachdem sie Spötter sind oder  
Gleichgiltige. Die Spötter treten nahe hinzu, messen  
aus, zählen ab, bekritteln den Pinselstrich, die Lasuren;  
die Gleichgiltigen begnügen sich, die Nase zu rümpfen  
oder den Mund herabzuziehen und nichts zu sagen.  
Die eigentlich vornehme, oder vielmehr erhabene Kunst-  
kennerschaft besteht indessen nur darin, den Bildern  
einen oder zwei Blicke hinzuwerfen, und die Galle-  
rien nur dazu zu benutzen, seine Bekannten aufzusuz-  
chen, denen man den Ort zum Stellbichlein be-  
stimmte.

„So machten es zu meiner Zeit Sir George B. M.\*\*, Lady Esther P.\* und Lord S., die als Leute vom besten Tone überall bekannt waren,“ fügte mein Oheim diesen Bemerkungen in seinem Tagebuche, die er einer fremden Hand diktirt hatte, mit eigener Hand hinzu.



## X.

## Bäder von damals.

Spaa und Pyrmont waren zu Ende des vorigen Jahrhunderts die glänzendsten Vereinigungspunkte der schönen und großen Welt.

Es war nach dem siebenjährigen Kriege besonders als sich diese Bäder zu so ungeheuerem Glanze zu erheben vermochten. Der reiche Landadel saß in seinen vereinsamten Schlössern karg und dürftig da. Der lange Krieg hatte seine Einkünfte geschmälert; Alles war in Unordnung gekommen, die Wohnungen waren durch Einquartirung oder lange Abwesenheit der Besitzer im Felde, nicht mehr im wohnlichen Stande und hier und dort zeigten sich Blößen

und Unzulänglichkeiten und die Mittel fehlten dazu, ihnen abzuhelpfen. Feste konnten gar nicht mehr veranstaltet werden, die dem vornehmen Herrn in seinen vier Pfählen unentbehrlich sind, wenn er sich nicht zu dem Leben einer seiner Amtleute oder Verwalter herabwürdigen will; Jagden, Gelage, nichts war mehr da, um in die Einsamkeit Zerstreung zu bringen. In die Städte zu ziehen verbot sich aus gleichen Rücksichten, denn um dort mit dem gebührenden Anstande zu erscheinen, fehlten ebenfalls die Mittel. Da erfann die stets gütige und ersinderische Mode, die den Armen an Hüften, die Pochen, den Brustschwachen, die Trompeusen, den an andern Geschrecken Leidenden: den **Cul de Paris**, das **Toupet**, die **mollets** und Anderes herbeischaffte, — für den verarmten weniger, als für gänzlich aus seinem Geleise gebrachten Adel: die **Bäder** — die **Saison** — das **Rendezvous**. Nun kam noch dazu, daß die Aerzte sich nach einem langen Kriege mit einem ganzen Heere neuer Krankheiten bedroht sahen, deren Heilung sie nicht gewachsen waren, und sich daher bemühten, neue Auswege zu finden, und jeden gern und willig ergrif-

fen, der ihrer Verlegenheit wenn auch nur momentane Abhilfe versprach. „Zeit gewonnen, Alles gewonnen“ ist der probateste Wahlspruch der Aerzte; denn wer könnte die Chancen berechnen, die die nächste Stunde schon herbeiführt — und wäre es die ungünstigste: der Tod des Patienten, dem Aerzte brächte sie doch die Erleichterung, einer trüben und drückenden Sorge überhoben zu seyn, und für die Nachbleibenden ist dann doch der Trost stets bei der Hand, daß für den Tod kein Kraut gewachsen sei und daß menschliche Hilfe hier nicht zu helfen vermochte.

Das Aufkommen der Bäder kam den Aerzten daher erwünscht und wurde von ihnen auf das Lebhafteste empfohlen. War Jemand übler Laune, schnell wurde er in's Bad geschickt; quälte er sich und die Seinen, den Arzt und alle Welt — in's Bad mit ihm! Waren wirkliche Uebel vorhanden, die kein Kraut heilen konnte — in's Bad! Für kokette Frauen, für unverheirathete Töchter, für alte Wunden, für Gicht, Magenweh u. s. w. für die verschiedensten Dinge wurden Bäder verordnet. Ein Beamter, der seit lange vergebens um Beförderung bat, ging in's Bad, weil

er hoffte, seinem Obern, oder seinem Landesherrn selbst, Morgens auf einsamem Spaziergange zu begegnen, und ihm hier sein Anliegen zu eigenen Ohren mündlich vorzutragen, fest überzeugt, daß er ihn bei der besten Laune antreffen würde.

Alle diese Vorzüge brachten die Badereisen in schnelle Aufnahme. Ein Monarch, wie der König von Preußen, der damals als das zu betrachten war, was man heutzutage mit dem Ehrentitel — Lion — Löwe — bezeichnet und ein ganzes Heer von Lions in seinem Gefolge, konnte schon für die wichtigste Staffage eines Bades gelten. Er wählte Pyrmont und mit ihm kamen Voltaire, D'Alembert, Maupe-tuis, der Marquis d'Argent, viele von seinen Generalen, deren Siege in der Zeitgeschichte glänzten.

Zu den Reizen des Badelebens gehörte das Spiel obenan, im Gefolge des Spiels traten aber die liebenswürdigsten Roués, Abenteuerer aller Art auf, Männer die der damaligen Gesellschaft in den Bädern eine gleichende Folie zu geben wußten, wenn sie gleich auf gutem bürgerlichem Wege, ihren Thaten nach, vielleicht schon längst dem Galgen verfallen waren. Die mitt-

lern und untern Klassen der Gesellschaft standen diesem Treiben jedoch nur fern; es war eine Art von Logen, von deren Geheimnissen sie nur Ahnung hatten; nur was sie davon äußerlich erspähten, prägte sich ihnen ein, stand aber mit dem damaligen, allgemeinen gesellschaftlichen Zustand der Bürgerklasse in Deutschland in so grellem Widerspruche, und war daher so wenig für den Sinn der Plebejer zu fassen, daß lange Ketten mährchenhafter Vorstellungen dadurch erwachsen, die in den abenteuerlichsten Schildereien von Dichtern, die zum größten Theil sich keiner großen Kraft zu erfreuen hatten, zu Papier gebracht, die Lesewelt lange Zeit erfreuten und unterhielten, und die Köpfe wackerer Söhne aus manchem guten Hause und hübscher Bürgermädchen, mit dem im Uebermaße erfüllten, was man romantischen Kram benannte, der mithin schon lange vor der romantischen Schule in Mode kam und ihr Vorläufer wurde.

Es war mit den damaligen Vätern und dem Leben darin nicht halb so schlecht, als diese Schilderungen es glauben machen wollten, vielmehr lag Alles nur in der geringen Kenntniß, welche Diejenigen von

der Sache hatten, die darüber schreiben wollten. Es geht ja in diesem Augenblicke mit vielen andern Dingen nicht besser. Und dies wäre ein Kapitel, das weitläufig behandelt zu werden verdiente, wenn es uns nicht zu fern vom Wege ablenkte. Nur so viel erlaube ich mir zur bemerken: Daß vor allen Dingen die Schriftsteller darnach streben sollen, das Leben nach allen Richtungen hin selbst kennen zu lernen; daß sie nie nach Hörensagen Schilderungen entwerfen möchten; und daß sie sich nur in den Kreisen bewegten, die ihnen ihrer Geburt und der Stellung nach, die sie in der Gesellschaft einzunehmen berufen sind, leicht zugänglich sind. Nur hier werden sie sich den freien Blick bewahren, sich bequem fühlen und nie einseitig werden. —

Neben der schwerfälligen Pracht, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts sich überall in den höheren Kreisen breit machte, die sich auf Polster von Eiderdunen wiegte, und zwischen steifen, geschorenen Tarushecken lustzuwandeln beliebte, konnte die enthusiastische Verehrung der schönen Natur, als solche, nicht aufkommen. Puder, Schminkpflästerchen, geschniegelte

Berfe, hohe Perücken und der ganze unnatürliche Plunderkram, den man um seinen Körper legte, verhinderte das Erklimmen von Bergen, das Ruhen an Wasserfällen. Ueberdies würde eine Gegend, und wäre sie noch so schön, unmöglich dem damaligen Geschmacke in ihrer wilden Unregelmäßigkeit Befriedigung gewährt haben. Man wollte Alles geschoren, verschnitten, verziert, verzerrt, verkünstelt. Es war wie mit den römischen Brühen des Apicius, in denen man den Grundstoff nicht mehr herausschmecken konnte vor lauter Verkünstelung. Dennoch predigten die Aerzte auch damals schon Bewegung; allein man begnügte sich in den Alleen zu lustwandeln, was wegen der Poschen und Reifröcke der Damen und wegen der Haarbeutel und Queerbeugen der Herren, nur stets sehr langsam und gravitatisch von Statten gehen konnte.

Für einen Mann wie meinen Onkel war dies so viel wie nichts. Kam er vom Essen, so machte er sich flugs auf den Weg. Er wählte einsame Pfade, Berge, Wälder; ein stilles Wirthshaus, im Schatten gelegen, oder am murmelnden Bach, lud ihn zur Ruhe ein. Er setzte sich nieder, zog irgend einen unserer

Die Mappe von U. Lewald.

herrlichen Dichter aus der Tasche und las — dann ließ er sich von den wackern Leuten, die ihm den ruhigen Sitz unfern ihres Hauses gegönnt hatten, den Weg zu irgend einem Wasserfall, zu einer Ruine oder zu einer schönen Fernsicht zeigen, und spendete ihnen willigen, klingenden Dank, und eilte fort von ihrem lauten Segen begleitet.



## XI.

## Liebe zur schönen Natur.

Wenn man in Italien erzählt, daß dieser oder jener Fremde das Fieber bekommen, so geschieht es selten ohne den Zusatz: Die Engländer sind verrückt, sie gehen spazieren. Der Italiener, dessen größter irdischer Genuß im dolce far niente besteht, kann es nehmlich gar nicht begreifen, daß eine solche Anstrengung, wie das Ersteigen von Bergen, oder ein stundenlang ausgedehntes Gehen durch Felder und Wiesen, eine Erholung, ein Genuß seyn könne. Gleich wie die Chinesen, die auf einem glänzenden Valle in

London, lange Zeit dem Tanze zusahen, und endlich in die Worte ausbrachen: „Wer bezahlt diese Leute?“

Bei dem Engländer herrschte stets ein großer Naturfönn vor, eine Lust am Landleben, an Gartenbau, am Fischfang, zur Jagd. Die Engländer entzückt der Anblick einer schönen Gegend im höchsten Grade; sie verläßt in einem solchen Augenblicke ihre angeborne Schweigsamkeit und sie ergießen sich in Ausrufe, Vergleichen, Bemerkungen, die oft schon andern beschaulichen Naturen lästig fielen, und Gelegenheit zu Beschwerden und Verspottungen abgaben. Und wahrlich den Engländern kann man doch nicht leicht Geschwägigkeit vorwerfen!

Aber diese Sucht nach schönen Aussichten und deren Befriedigung verleitet sie manchmal zu gar spaßhaften Dingen. So weiß man von einem meiner Landsleute zu erzählen, der an jedem schönen Punkte der ihm gefiel, sich die Erlaubniß von dem Eigenthümer erkaufte, ein Stückchen Mauer mit einem Fenster dort aufzuführen zu dürfen. So konnte er sich doch Abends vergnügt in seinem Eigenthum zum Fenster hinaus legen, und in dem Anblick der Gegend schwelgen.

Mag diese Lust an der Natur und dem Natürlichen daraus entstehen, daß das ganze Leben in unserer Heimath ein künstliches, von der Natur gänzlich entferntes ist? Ich will es nicht geradezu hier entscheiden, aber erlaubt möge es mir seyn, hierin allerdings einigen Grund dafür zu entdecken.



Wer sah nicht schon oft Spaziergänger im Schweife ihres Angesichts,

„den Boden mit ihrem Fette spickend,“

wie Fallstaff sagt — hohe Berge erklimmen, um oben in einer erbärmlichen, räucherigen Hütte etwas Milch und schlechtes Brod zu genießen? Man erklettert hohe Gipfel um die Ebene zu haben, die man unten doch viel näher und schöner hat — und ist es denn in der That nicht besser, mitten in dem Paradiese zu stehen, als es von der Höhe vor sich ausgebreitet zu erblicken, wie das Land der Verheißung, das dem Moses auch nur vom Gipfel gezeigt wurde, das er aber nie zu betreten das Glück haben sollte? — —

Diese und andere oberflächliche Betrachtungen enthielten die wenigen Aufzeichnungen, die sich in den hinterlassenen Papieren meines Oheims vorfanden. Sie waren nicht geeignet mich bedeutend anzuspornen oder von meinem Vorhaben abzuhalten. Will man dem täglichen Einerlei, der süßen Gewohnheit nicht entsagen, so bleibe man zu Hause; die Fremde hat ihre Genüsse, das ist nicht zu läugnen, aber sie müs-

sen oft mit Entbehrungen erkaufte werden. Wem zu wohl ist, der geht auf's Eis, das ist ein altes Sprichwort; auf dem Eise kommt man wohl mit Vogelgeschwindigkeit weiter, allein man kann auch fallen, einbrechen, die Beine und sogar den Hals brechen. Wie dem nun aber auch seyn mochte, ich hatte es bei mir beschlossen, ich wollte die Welt kennen lernen.



## XII.

## Sitte — Unsitte.

Ich war nicht seekrank; das Wetter war trefflich und das Dampfboot brachte mich wohlbehalten durch die Wogen der Nordsee, in die Gewässer jenes herrlichen Stromes, der schon so oft das Ziel der Reisenden aller Nationen war, und der Stolz Deutschlands genannt zu werden verdient.

So wie ich dieses Land betrat, glaubte ich eine neue Welt vor mir zu haben. Alles war noch wie zur Zeit meines Oheims von jener übertriebenen Höflichkeit erfüllt, so wie man den Fremden, namentlich den Engländer witterte; Aller Augen waren auf uns

gerichtet, alle Gesichter zogen sich in die freundlichsten Falten, wenn sie unsere Befehle entgegennahmen, Alles beeiferte sich, auf das Schnellste sie auszuführen. Man scheint nur für uns dazuseyn, und nimmt das Wesen eines Leibeigenen an, der sich seinem, über Leben und Tod unbeschränkt gebietenden Herrn gegenüber befindet. Neben uns hat man nur noch etwas Gefühl und Aufmerksamkeit für die Russen, bedeutend weniger schon für die Franzosen, Spanier und Italiener werden wohl noch beachtet, am schlechtesten jedoch kommen die reisenden Deutschen bei ihren Landsleuten weg. Und doch habe ich bemerkt, daß sie am meisten Lebensmittel konsumierten, und zwar auffer der Mahlzeit, wo sie sie weit theurer bezahlen mußten, als an der Wirthstafel.

So fand ich denn Vieles von dem was mein Oheim verzeichnet hatte, nach einer so langen Zeit, noch vollkommen bestätigt. Vor Allem war es jedoch die Wohlfeilheit, die mich in Erstaunen setzte. Welch ein glückliches Land! rief ich aus, hier kann man mit dem Einkommen wie ein König schwelgen, das daheim kaum hinreichte, den Hunger zu stillen!

Die Engländer machen sich diese Umstände trefflich zu Nuzе, doch mehr als einmal mußte ich darüber im Stillen mich ärgern. Zuerst spielen die meisten von ihnen eine Rolle, die ihnen nicht zukommt. Es sind jüngere Söhne, die sich die Titel ihrer ältern Brüder anmaßen und nicht allein die denselben zukommenden Ehrenbezeugungen hinnehmen, sondern sie geradezu fordern. Sie sind so exclusiv wie möglich und gerathen deshalb oft in die lächerlichste Verlegenheit, die sie auf komische Weise zu heben bemüht seyn müssen. Sorgfältig vermeiden sie alle Berührung mit ihren Landsteuten, wo sie denselben begegnen. Theils ist dies in der Besorgniß zu suchen, daß man ihre Anmaßung entdecken könne und sie dann auf das ihnen gebührende Niveau zurückführen würde; oder auch ist es die Furcht, auf noch größere Anmaßungen zu stoßen und sich dann sogar von dem gebührenden Etwas noch einiges vergeben zu müssen. Sie sprechen daher nur selten unter sich und vermeiden es mit einander bekannt zu werden. Man hat gesehen, daß ein Gespräch zwischen Eheleuten plötzlich unterbrochen und schriftlich weiter geführt wurde, sobald sich ein Lands-

mann in die Nähe setzte. Deshalb auch haben sie an größern Vereinigungspunkten als Gesetz proklamirt, daß jeder neue Ankömmling so lange warten müsse, bis die bereits vorhandene Gesellschaft ihn besucht habe, um dann erst seine Besuche abstatten zu können, nicht wie es bei andern Nationen der Fall ist, daß der zuletzt Angekommene den früher Anwesenden den Antrittsbesuch zu machen für schuldig erachtet wird.

Der sich im Innern wirklich einiger Vornehmheit bewußt ist, hat im eigentlichen Sinne keine Augen für das, was neben ihm gleichsam auf diesem Planeten kreucht und sich im Staube bewegt. Dieses leblose Anstieren solcher in den Augen des stolzen Briten so geringfügigen Sterblichen, dieses Hinüber- und Hinwegsehen, dieses complete Liegenlassen, dieses Nichtbeantworten einer zufälligen Frage, dieses eigene Fragen, wenn die Nothwendigkeit dazu unumgänglich vorhanden ist, und dieses gleichgiltige Empfangen einer gewöhnlich zu höflichen Antwort, ist unnachahmlich, ist göttlich grob, um den Ausspruch eines großen deutschen Dichters zu gebrauchen.

Mit diesem Benehmen gänzlich übereinstimmend

ist die Art und Weise sich in größerer Gesellschaft zu bewegen. Unhöflich gegen Damen, wenn sie nicht zur nähern Bekanntschaft gehören, ist Niemand als ein Engländer; ein Franzose könnte deshalb jeden Augenblick Händel bekommen und ein Italiener, die Muster von Galanterie der neuern Zeit, darüber in gelinde Verzweiflung gerathen.

Kein Engländer wird einer von ihm nicht gekannten Dame ausweichen, ihr Platz machen oder sich nach ihr umdrehen, wenn sie vorbeigeht. Die fremde Dame muß in den Schmutz, während er das Trottoir behauptet, er geht vor ihr zur Thüre hinein, er weicht keinen Schritt und sollte sie gleich gar nicht vorbeikommen können. An den Wirthstafeln erkennt man die Engländer sogleich daran, daß sie zu allen Speisen Kartoffeln essen, und wenn diese nicht da sind, solche mit lauter Stimme fordern; daß sie die Sauce, Senf, zerquetschtes Gemüse, mit dem Messer, wie der Maler mit dem Spachtel seine Farben, zusammenkneten und es an den Bissen gleichsam kleben, den sie mit der linken Hand zum Munde führen; daß sie gewöhnlich stärkern Wein als den Tischwein begeh-

ren, und diesen dann ohne Wasser trinken und daß selbst Damen manchmal den Herren es nachthun, wenn diese um das Geld für Sherry (Xeres) oder Madeira zu sparen, eine Mischung von Rum und Wasser trinken. Auch daran erkennt man meine Landsleute leicht, daß sie bei den Tracht- oder Gangweise aufgetragenen Gerichten, das Entfernteste herbeiziehen, was ihnen gut dünkt, und was noch lange nicht an die Reihe kommen sollte; daß sie mit ihrem Bestecke in die Schüssel fahren und die künstlichsten Gebäude der Kochkunst vor der Zeit verwüsten und ihren Genuß den andern Mitessenden entziehen. Aber strenge werden sie darauf sehen, daß eine kleine Schaufel im Salze stecke, und wenn diese fehlt, zu den weitläufigsten Auskunftsmitteln greifen, wenn sie ihr Salz auf den Teller thun wollen.

Ich sah bald ein, daß ich allein wie ich war, unter diesen hochmögenden Herren eine schlechte Figur spielen würde und ich beschloß daher einen Bedienten zu dingen. Nach reiflichem Erwägen beschloß ich einen Franzosen zu wählen, weil mir in ihrer Natur das Lakaienhafte besonders vorherrschend erschien, und sie

gewiß vermöge ihrer Gewandtheit und äußerlichen Beweglichkeit, ihrer leichten Sprache und sonstigen Eigenschaften, da die meisten auch geschickt im Barbieren und Frisiren sind, wie keine andere Nation zu Bedienten taugen. Ich hatte bereits auf dem Rheindampfschiffe mein Auge auf einen jungen Burschen geworfen, der mir für mein Bedürfniß ganz geeignet schien.

Es war ein großgewachsener, schlanker Mensch, von schönem Haarwuchse, der sich zierlich zu kleiden verstand und neben seiner Sprache auch die meines Landes gut sprechen konnte. Ich fragte ihn, ob er in meine Dienste treten wolle, und er gestand mir, daß es lange sein Wunsch gewesen sei, dem Hause eines vornehmen Engländers anzugehören. Ich widersprach ihm und sagte, daß ich nichts weniger als vornehm sei und daß dazu in meinem Lande sehr viel gehöre, er aber belehrte mich eines Bessern und erklärte: daß ich schon als Engländer, in Deutschland zur höchsten Aristokratie zähle, hoffähig sei und daß die vornehmsten Familien sich eine Ehre daraus machen würden, sich meines Umgangs zu erfreuen; daß ich im Uebri- gen nur ihn sorgen lassen sollte, er würde gewiß im

Stande seyn, meinen Rang vor allen denen aufrecht zu erhalten, die etwa einen Zweifel darein zu setzen sich berufen fühlen sollten. Hierauf kamen wir um einen Lohn überein, der mir sehr mäßig erschien, weil ich noch nicht in Erwägung zu ziehen im Stande war, wie viel die *Fonds secrets*, absorbiren würden, die Monsieur Armand gebrauchte, um einen Rang — wie er sich anheischig gemacht — vor aller Welt aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen.

Der Bursche hatte viel Einschmeichelndes und ich gewöhnte mich bald an ihn, so daß ich ihm mein ganzes Vertrauen bereits geschenkt hatte, als wir an einem schönen Morgen, nach einer frostigen Nacht, in Baden von der Imperiale des Eilwagens stiegen.



## XIII.

Mein Freund Armand.

Baden machte den günstigsten Eindruck auf mich. Die freundliche Umgebung lockte mich zu Spaziergängen und die Freuden des Conversationshauses zogen nicht unbemerkt an mir vorüber. Anfänglich fand ich mich nur zu sehr allein; die Zurückhaltung, die ich selbst meinen Landsleuten vorzuwerfen geneigt

bin, beherrschte mich in hohem Grade; es war mir nicht möglich, Bekanntschaften zu knüpfen. Bald sollte sich jedoch diese Lage ändern. Auf der Promenade gewahrte ich Monsieur Armand, so schmuck angethan, daß es mich frappirte. Er grüßte mich mit solchem Anstande und einiger Zurückhaltung, als ob wir uns entfernt, von einmal Sehen kannten. Ich wußte, mein Seel, nichts Besseres zu thun, als ihm eben so zu danken.

Nach einigen Tagen fand ich ihn in der Reunion; er tanzte mit einer jungen Dame von hübschem Aussehen. Ich wollte ihm ein ernstes Gesicht machen, er aber flüsterte mir geheimnißvoll zu, daß er mir daheim Alles aufklären wolle. Ich beruhigte mich dabei und sah, daß er ganz nett tanzte, dann spielte ich noch ein wenig und als ich nach Hause kam, war Armand bereits da, und hatte Alles so hergerichtet, wie ich's beim Entkleiden und zu Bett gehen zu haben gewöhnt war und da nichts fehlte, so konnte ich ihm auch keinen Verweis geben und begnügte mich damit ihn mit einigem gemachten Ernste nach den versprochenen Aufschlüssen zu fragen.

Er gestand mir daß er eigentlich der Vicomte de\*\* sei, und daß ich als geübter Menschenkenner ja wohl gleich würde gesehen haben, daß eine Bildung wie die Seinige keinem bloßen Lakay oder Jockey für's Leben mitgegeben seyn könne. Unglückliche Umstände, die er mir später einmal mittheilen würde, hätten ihn um sein Vermögen gebracht, und in dem Augenblicke, wo er mit der höchsten Verzweiflung kämpfte, sei ich ihm wie ein Rettungengel erschienen. Er habe mich sogleich als einen edeln Mann erkannt, und was ihm bei jedem Andern als unmöglich erschienen sei, das hätte sich bei meinem Anblicke ihm als leicht dargestellt; er habe sich entschließen können, mir zu dienen. Mein Edelmuth und meine sanfte Behandlung hätten ihn mit hoher Ehrfurcht erfüllt, und seinen Muth so bedeutend gehoben, daß wieder eine neue, schöne Lebenshoffnung und Lebenslust in sein verödetes, ausgebranntes Herz den siegreichen Einzug gehalten habe. Dies sei nun der Grund geworden, daß ich ihn an den Freuden der Gesellschaft Theil nehmen sah; daß er die Promenaden, die Reunionen besuche, ja daß er sogar — jedoch: *avec une grande reserve* —

an der Bank sein Glück versuche. Dies habe ihm aber nicht gelächelt, vielmehr habe es ihm bei den Damen geblüht; denn: Glück in der Liebe, Unglück im Spiel! u. s. w.

Diese Geständnisse überraschten mich nicht wenig. Das erste was mir einfiel, war, daß ich keinen Bedienten mehr hatte, denn den Herrn Vicomte de\*\* konnte ich doch unmöglich ferner dafür ansehen. Als ich ihm diese Aeußerung machte, fand er das auch sehr natürlich, allein er versprach dafür zu sorgen, daß es mir an einem guten, treuen Burschen nicht fehlen sollte, da er einen solchen von lange her kenne, der einst bei einem seiner intimsten Freunde, dem Baronet S. gedient habe, und der deshalb schon mit den Sitten, Bedürfnissen, Gewohnheiten und der dadurch nothwendigen Behandlungsweise eines Engländers hinlänglich vertraut sei. Ich war damit zufrieden, und da ich mich an den Umgang des Menschen gewöhnt hatte, bat ich ihn, mir während meines Aufenthaltes in Baden Gesellschaft zu leisten, und — weil er mich ja zum Vertrauten seiner finanziellen Lage gemacht hatte — es mir zu gestatten, für seine Bedürfnisse

einstweilen zu sorgen, bis daß sich jene gebessert haben würden.

Er acceptirte und wir waren bald überall als die beiden Unzertrennlichen bekannt.



## XIV.

## Der Abenteuerer.

Dieses angenehme Verhältniß sollte jedoch nicht von langer Dauer seyn.

Einst ging ich bei einer Schenke vorbei, als ich einen lauten Lärm darin vernahm und besonders die Stimme meines von Armand empfohlenen Bedienten dazwischen zu unterscheiden glaubte. Ich trat näher hinzu, um durch die geöffnete Thür zu gucken, und gewahrte wirklich meinen neuen Bedienten, der so gut sich die englischen Sitten zuzueignen gewußt hatte,

daß er nach den Regeln der Kunst, einem armen Teufel von Kellner in kurzer Jacke, handfest bearbeitete.



Ich versuchte Anfangs ihn durch Rufen zur Besinnung zu bringen, allein vergebens. Der Bursche war so ganz Zorn und Eifer, daß er die Stimme seines Herrn nicht erkannte, bis ich beschwichtigend, mit aufgehobenem Stocke dazwischentrat und ihn beim Kragen von seinem unglücklichen Schlachtopfer wegzerre und festhielt.

Ich fragte nach der Ursache des Zankes, und nachdem ich eine Weile gewartet hatte, war Pierfon, — so hieß

mein Bedienter — im Stande, mir folgende Auskunft zu geben.

Mein Freund, der Vicomte, so erzählte nehmlich Pierson, der ihn auch wie seinen Herrn und Gebieter zu betrachten vorgab, hatte eine artige Bekanntschaft, die sich vor Allem nach einem kleinen, englischen Wachtelhündchen mit langen Ohren sehnte, wie es eine andere Dame hatte. Der Vicomte gab Pierson den Befehl, ein solches Thier herbeizuschaffen, es koste was es wolle. Dieser ließ sich's gesagt seyn. Ich wußte um die Geschichte; denn mein Freund war so aufrichtig mir Alles zu offenbaren, und ich machte mir ein Vergnügen daraus, ihm die zwanzig Napoleon zu leihen, die er für das Hündchen zahlen sollte. Er schätzte sich glücklich, wie er mir sagte, den Handel so vortheilhaft abgeschlossen zu haben, da ein anderer Franzose ebenfalls darauf bestand es zu haben und dem Eigenthümer, eben jenem Kellner, den mein Bedienter durchprügelte, jeden Preis dafür zahlen wollte.

Ich habe das Thierchen nie gesehen, allein es soll so zierlich und klein gewesen seyn, daß man seines

Gleichen nicht in der Welt mehr antreffen konnte; die Ohren schleppten ihm auf dem Boden nach, das Näschen rechte er wie eine Trompete in die Höhe — kurz, es war allerliebft. Mein Freund übernahm das Hündchen von Pierson, um es seiner Dame zu bringen. Was aber trug sich nun weiter zu? Kein Mensch würde darauf kommen!

Die Dame freute sich im ersten Augenblick wohl über das kleine Thier; doch bald äusserte es so seltsame Eigenschaften, daß sie es nicht um sich dulden mochte. Es war von einer Wildheit, die sich nicht beschreiben läßt, und nachdem sie es ein wenig geliebkost hatte, biß es sie leicht in den Finger und entwischte wie toll unter das Bett. Man war dahinter, um es einzufangen, aber das kleine Thier rannte wie besessen an den Wänden hin. „Das ist kein Hund! unmöglich!“ schrie Alles. Endlich kommt ein handfester Bursche aus dem Hause dazu, der legt sich auf den Bauch, streckt den Arm aus, und nachdem die Andern das Thier in den Winkel gejagt haben, erhascht er es glücklich beim Schweif — aber o Wunder! der Hund fährt aus der Haut, im eigentlichen

Sinne des Wortes und während der Bursche diese in der Hand behält, springt das Thier, das blos darin eingnäht gewesen war, zur Thüre hinaus — als Ratte.

Allgemeines Erstaunen löste den Schrecken ab, und klar wurde es Allen, daß hier ein Betrug geherrscht habe, und daß der Spitzbube von Verkäufer, die in eine Hundehaut genähte Ratte für ein Wachtelhündchen ausgegeben. Dies war nun der Grund, daß Pierson an dem Kellner so thätliche Rache nahm, weil er ihn für den Betrüger hielt.

Der arme Mensch dauerte mich, denn er konnte kaum mehr sprechen, als ich ihn aus den Klauen seines nervigen Angreifers befreite, doch so viel deutete er in abgerissenen Worten und Zeichen an, daß er unschuldig sei, und sich den Fall nicht erklären konnte; der von ihm verkaufte Hund sei wirklich ein Hund gewesen.

Die Geschichte kam herum und gab Stoff zum Gelächter, in mir aber erzeugte sie ganz sonderbare Gedanken, ich konnte mich nicht überreden, daß der arme Kellner seine Schläge mit Recht bekommen ha-

Die Mappe von A. Lewald.

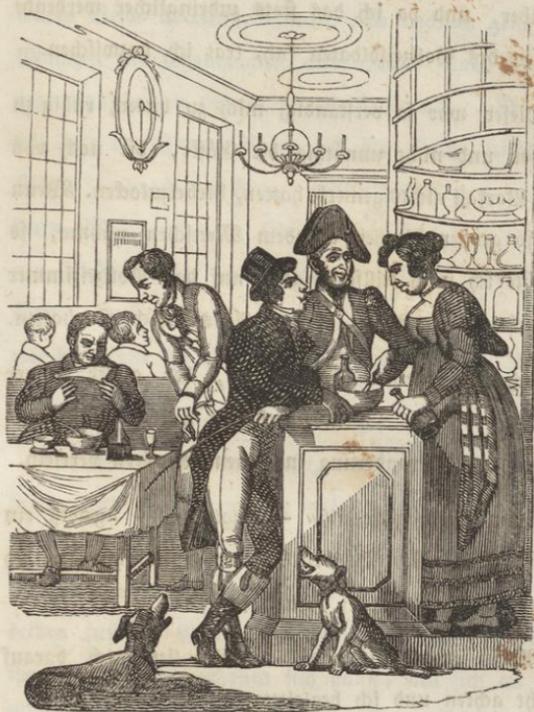
ben sollte. Obgleich ich noch kein eigentliches Mißtrauen in meinen Freund und Begleiter setzte, so wurde ich doch, auf unbegreifliche Weise, zu größerer Aufmerksamkeit auf sein Thun und Treiben hingelenkt.

Eines Abends nun, als ich mich mit ihm in eine Restauration begeben hatte, bemerkte ich, daß ein Polizeisoldat sich stets an der Thüre hielt und einen scheuen Blick von Zeit zu Zeit in den Saal sandte, gleich als wollte er sich überzeugen, ob wir noch da seien. Die Mahlzeit war geendet und ich eben daran, dem Kellner die Rechnung zu bezahlen, als mein Freund aufstand um der Dame du bureau wahrscheinlich einige halbverstohlene Artigkeiten zuzuslüstern. Kaum aber sah dies mein Polizeisoldat, als er mit zwei bis drei langgezogenen Schritten, wie ein ächter „Halt ihn fest“ zum Tische trat, an dem die Dame eben einen Salat zusammenrührte und sich so anmuthig theilnehmend anstellte als ob er sagen wollte:

„Ich sei — gewährt mir die Bitte

In Euerm Bunde der Dritte —“

Bald wandte er jedoch die Blicke nicht mehr von meinem Vicomte, und mit dem Ausrufe: „Ich irre



mich nicht,“ hatte er sich ihm auf vertrauensvolle Weise genähert und bat ihn: „ihm zu folgen.“ Die gereizte Antwort, die jener mit sehr lauter Stimme, auf diese Einladung gab, lenkte meine Aufmerksamkeit

hinüber, und da ich das stets zudringlicher werdende Wesen des Polizeisoldaten sah, trat ich dazwischen.

Dieser war so verständig, mich zu bitten, ruhig zu bleiben und nicht unnöthig die Gäste, die noch von dem Vorfall nichts gemerkt hatten, herbeizulocken. Wenn ich so großen Antheil an dem Menschen nähme, so möchte ich mich stillschweigend auf das Polizeizimmer bemühen, dort würde ich über Alles Aufschluß erhalten.

Ich sah meinen Freund an, der außer einiger Blässe, die ihn schnell überflogen hatte, sonst keine Spur von Veränderung in seinem Aeußern verrieth.

„Ein Mißverständniß“ — sagte er — „gewiß ein Mißverständniß. Bleiben Sie nur immerhin hier, ich werde bald wieder bei Ihnen seyn!“

Allein meine Besorgniß um ihn ließ mich darauf nicht achten und ich begleitete ihn.

Da hörte ich dann folgende saubere Geschichte:

Der Herr Vicomte hatte im vorigen Jahre, mit noch einem seiner Spießgesellen, einen Wirth auf eine lustige Weise um eine ziemliche Summe geprellt. Sie

waren Beide übereingekommen, eine reichlich genossene Mahlzeit mit Champagner und andern feinen Weinen gegeneinander zu verwetten, wie sie sagten. „So wie wir hier im Garten sitzen, ist die Sache leicht im Klaren!“ sprach der Eine. „Wir stellen uns dort an jenen Wald auf, der Herr Wirth steht hier vor seiner Thüre. Auf ein gegebenes Zeichen von seiner Seite, laufen wir zu gleicher Zeit auf ihn zu, und wer der Erste bei ihm ist, hat gewonnen, der Andere muß bezahlen.“

Der Wirth war der Erste, der über den Vorschlag lachte, und er forderte seine jovialen Gäste auf, sogleich zu laufen, und beklagte sie nur spöttisch, daß es ihnen mit dem vollen Magen schwer werden dürfte. Die beiden lustigen Gefellen tranken erst noch in Ruhe ihren Caffee und erhoben sich dann, um sich an den Waldsaum aufzustellen, der ein Paar Büchsenchuß weit vom Wirthshause entfernt war.

Kaum standen sie auf ihren Posten, so klatschte der Wirth nach der Verabredung in die Hand, aber nun — gleich, als wenn sie sich auch dazu verabredet

hätten, machten Beide rechtsum und wie der Sturm in den Wald, wo sie im Augenblick den Blicken des Nachschauenden entschwunden waren, der sich von seinem Erstaunen nicht erholen konnte. Bis daß er sich aber daraus erholt hatte und seine Leute herbeirief, hatten die andern einen solchen Vorsprung, daß an ihr Wiederfinden nicht zu denken war. Jetzt wollte er in dem Vicomte, den er zufällig zu Gesicht bekommen hatte, einen von jenen Spizbuben bemerkt haben.

Als mein Protestiren half nichts und am Ende wäre ich selbst noch in Untersuchung gerathen; denn mit deutscher Polizei ist nicht zu spaßen, so artig sie mit dem Unschuldigen umgeht, so sehr verwandelt sie sich in's Gegentheil sobald der leiseste Verdacht nur obwaltet und Grund zum Verdacht will sie überall finden können. Der Vicomte ergab sich darein und da von allen Seiten Klagen gegen ihn erhoben wurden und es ausgemacht schien, daß er ein und dieselbe Person sei, der seit manchem Jahre es sich zum Geschäft gemacht hatte, Neulinge, Frauen, Wirthe zu prellen und zu hintergehen, so wandte er sich endlich

mit der Bitte an mich, daß ich mich seiner nicht weiter annehmen, sondern ihn nur seinem Schicksale überlassen solle.

Abends auf der Promenade erregte diese Verhaftung und Alles was sich daran knüpfte, das größte Aufsehen. Man bestürmte mich mit Fragen; man behauptete, mein Vicomte, der eigentlich nur eine Art lustigen Gauners, ein Bruder Lieberlich war, wie sie in den Bädern häufig angetroffen werden sollen — sei der Räuber Schobri, in eigener Person, von dem damals so viel gefabelt wurde; die Damenwelt interessirte sich nicht wenig für den gar nicht übeln Verbrecher und einer meiner Landsleute schwur hoch und theuer, er hätte gewünscht, an meiner Stelle in so naher Berührung mit dem Spitzbuben gestanden zu haben, er würde mir dieses Glück — falls es sich erkaufen ließe — mit jeder geforderten Summe bezahlen.

Dies war derselbe Reisende, der vor einiger Zeit Italien durchstreifte und die gute Polizei — die doch wahrhaftig noch lange keine gute zu nennen ist —

verfluchte, weil sie alle Räubernefter zerstört hatte. Er sehnte sich Banditen zu begegnen; zeigte in allen Herbergen Gold die Menge, zog allein seines Weges, schloß sich abenteuerlichem Gesindel an, — und o Civilisation! wurde nicht ein einzigmal angefallen und ausgeplündert. —

Ein Glück, das Andern ungefücht widerfährt. —

## XV.

## Diners.

Ich erhielt in den letzten Tagen die Einladung, an der Tafel eines vornehmen Herrn zu speisen, und zugleich die Aufforderung, an einem patriotischen Diner Theil zu nehmen, welches zur Feier eines hohen Geburtsfestes abgehalten wurde. Da es mir Zweck ist, Menschen und ihre Sitten kennen zu lernen, und ich mir auch vorgesetzt hatte, — jetzt, da ich einmal im Zuge war, — ein gut Stück Welt zu durchstreichen, so fand ich die Gelegenheit willkommen, und sagte beiden Theilen zu.

Das Essen, im gewöhnlichen Sinne, hat bei Alltagsmenschen nicht viel mehr zu bedeuten, als bei allen andern Thieren eben auch. Der ägende Magensaft frisst an den leeren Magenwänden herum und dadurch entsteht jener nagende Reiz, den wir Hunger nennen, und der dringend gestillt zu werden mahnt. Nicht so aber ist es bei höherbegabten Naturen. Hier ist die Befriedigung des rohen Naturtriebes mit einer Menge von Reizungen verknüpft, welche auf die feinsten Sinne wirken, und dadurch eine Seelenstimmung hervorrufen, die das ganze Wesen des Menschen erhöht und ihn fähig macht: große Entschlüsse zu fassen, schwere Entscheidungen zu fällen, begeisterte Thaten zu üben. Deshalb werden nicht nur wichtige Familienfeste durch Essen und Trinken gefeiert, sondern selbst Weltereignisse erhalten durch splendide Mahlzeiten ihre eigentliche Befestigung, und eine innere Weihe, und bekannt ist es, daß die Lenker der Weltenschicksale, Diplomaten und sonstige hohe Staatsbeamte ohne den Kitt aus feinen Speisen und kostbaren Weinen, kein dauerndes, erspriessliches, segnenreiches Bündniß zu bilden vermögen.

Die Schlüsse, die sich aus der Beobachtung der Mahlzeiten verschiedenartiger Nationen, so wie gewisser Stände ziehen lassen, sind daher wohl zu erwägen, wenn man sich über diese Dinge ein klares Urtheil bilden will.

Wie schon gesagt, zeigt sich bei dem Menschen, der auf einer niedrigen Stufe der Cultur steht, auch nur das Bedürfniß den Hunger auf rohe, rein materielle Weise zu stillen. Er macht wenig Umstände. Die Substanz, die er gebraucht, um sich zu sättigen, ist einfach; die Mittel, die er anwendet, sich ihrer zu bemächtigen, sind die natürlichsten. Jedoch auch diese Wesen fühlen das Bedürfniß der Erhebung und daher ordnen sie jezuweilen Festivitäten an, um der höhern Weihe, welche die Freuden der Tafel bereiten, auch einmal theilhaft zu werden.

Dies fand ich bestätigt, als ich mich zu dem Festdiner der Patrioten begab, welches das hohe Geburtsfest zu feiern bestimmt war.

An Allem erkannte ich das Ungewohnte; ein steifes allgemeines Ceremoniell schien sich im ganzen Saale verbreiten zu wollen, gegen das jedoch jeder Einzelne

sich sträubte. Während des Essens war dieses die Hauptsache; das Gespräch wurde spärlich geführt und drehte sich nur um Alltäglichkeiten, von nächster Beziehung; die Kinnsbacken wurden trefflich an einander gerieben, und das Knacken, Krachen und Knirschen, das die zahlreiche Versammlung hervorbrachte, glich dem Geräusch, das eine Heerde von Alligatoren hervorbringen mag, wenn sie sich in einem Flußbette, um ihren Fraß zu verschlingen, versammelt.

Was mir jedoch am meisten auffiel, war die Charakterlosigkeit, die sich im ganzen aussprach: ich meine hier vornehmlich die Anordnung, Zubereitung und besonders die Bestandtheile der verschiedenen Schüsseln und Getränke. Es gab sich auch hier jener Kosmopolitismus kund, der nicht mit Unrecht den Deutschen zum Vorwurf gemacht wird, und ihnen in der Politik schon so oft Querstriche durch die Rechnung zog.

Der Engländer, dem die fernsten Meere ihre Schitzkröten, fremde Welttheile ihre Früchte senden müssen, hält auch bei den feierlichsten Vereinskahlzeiten stets fest an den hergebrachten Nationalschüsseln. Hat man wohl je bemerkt, daß es daran fehlt? Prangt nicht

das Roastbeef, der Plumpudding so gut auf der Tafel der Königin, wie bei dem Festschmause des Lordmayors, bei der Sonntagsmahlzeit des Citybewohners, wie bei dem vornehmsten Aristokraten?

Eben so kennt der Franzose nur sein Volauvent, seine Ragouts, Fricassees, civets, gibelottes und entnimmt höchstens der englischen Küche ein Beefsteak und den Pudding.

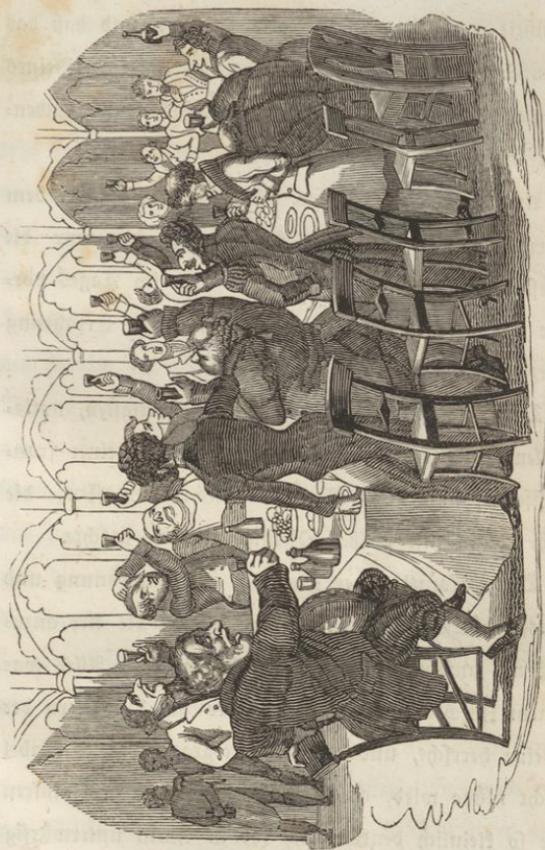
Der Deutsche aber vermengt Alles, deutsch, englisch, italienisch, spanisch und was weiß ich — aber von deutschen Nationalgerichten traf ich nichts, wenn ich das Sauerkraut mit Bratwürsten ausnehmen will, das einen unausstehlichen Geruch verbreitete und mich nicht zum Genuße verlocken konnte. Aus dem Umstande mag es denn wohl herzuleiten seyn, daß die Fremden, namentlich die Franzosen, wegen der großen Vorliebe der Deutschen zu diesem Gerichte, sie sammt und sonders mit dem Beinamen Choucroûte benennen. Wie? möcht' ich aber fragen — hat dieses Volk denn keine Andere ihm eigenthümlich angehörende Speise oder schämt es sich, sie in die feinere Gesellschaft einzuführen?

Wie gesagt; die Tafel war reichlich mit Ragouts und Entremets der französischen Kochkunst besetzt und die unsrige hatte Roastbeef und Beefsteak, Pudding und mannigfaltige blutende, halbrohe Braten gesteuert; nur der Umstand war dabei, daß bei den erstern Versuchen das fehlte, was man *la main de maître*, die letzte Hand nennt, und daß bei den letztern der Urstoff, die erste Bedingung, die Fleischarten nicht nur Vieles, sondern Alles zu wünschen übrig ließen.

Während der Mahlzeit dauerte die ehrbare Stille fast ununterbrochen fort und erst, als mit den Braten die versiegelten Flaschen an die Reihe kamen und auch hier und dort die Propfen knallend in die Luft flogen, erhoben sich die Stimmen zum lauten, allgemeiner werdenden Gespräche.

Doch auch dieß wurde alsbald wieder von einer Stille abgelöst, die einige Minuten währte, um die freudige Stimmung mit Sammlung und mit einem ceremoniösen Ernste, der an Salbung grenzte, einzuleiten. Es wurden Gefundheiten ausgebracht.

Zu beklagen war es allerdings, daß ich nur wenig zu verstehen im Stande war, aber wenn gleich, so



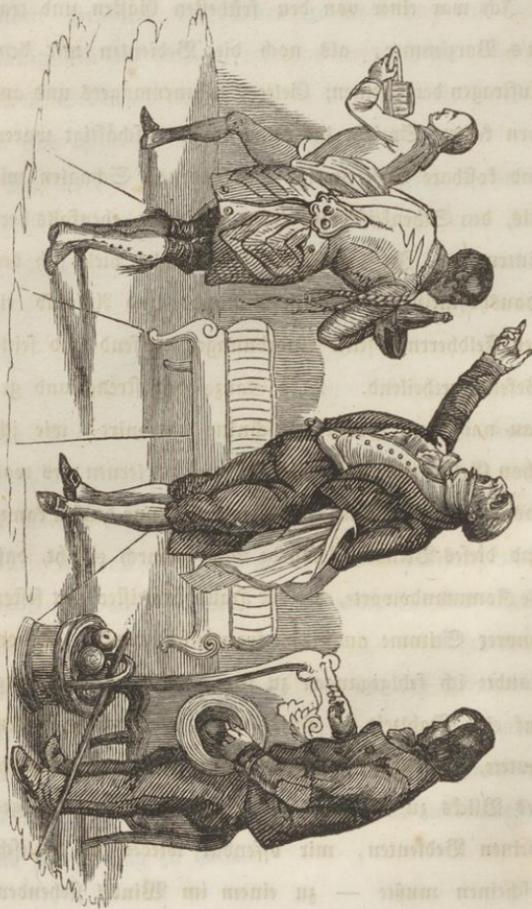
konnte ich doch abnehmen, daß die Redner in Verlegenheit geriethen ihre Worte zu setzen und daß das Einstimmen der Andern, wie das Kriegsgeschrei eines wilden Stammes tönte, statt in Absätzen und Cadenzen und im civilisirten Tempo zu erschallen.

Am andern Tage hatte ich die Einladung bei dem vornehmen Manne und konnte auch hier nur die Bestätigung alles dessen finden, was ich Tages vorher in meine Skizzenmappe als gemachte Erfahrung verzeichnete.

Dieselbe Vermischung der verschiedenartigsten, nationalen Bestandtheile, vornehmlich aber mit einer französischen, namentlich Pariser Tünche übergossen, die sich überall mit großer Ostentation breit machte.

Die Dekoration der Zimmer, die Anordnung und Ausschmückung der Tafel, die Livreen, die Art anzurichten, aufzutragen und zu bedienen, — Alles war jenem Zuschnitte nachgebildet, der an den Ufern der Seine herrscht, und den die altergraue, kokette Babel nicht müde wird, als Gesetz denjenigen zu proklamiren die so kleinlich denken, sich ihr in Allem unterwürfig und zinspflichtig zu halten.

Ich war einer von den frühesten Gästen und trat in's Vorzimmer, als noch die Bedienten mit dem Auftragen der Cremes, Gelees, Blancmangers und andern kalten Speisen des Nachtsches beschäftigt waren und kostbare Dessertweine in silbernen Schaalen mit Eis, den Schenktisch zu zieren bestimmt, ebenfalls hereintrugen. In der Mitte des Saales hielt sich der Haushofmeister mit dem Anstande und Aplomb eines Feldherrn, seine Anordnungen treffend und seine Befehle ertheilend. Das Ganze war streng und genau nach dem Pariser Zuschnitte patronirt, wie ich schon Gelegenheit hatte, ihn kennen zu lernen; es war das treueste Facsimile, das man sich nur denken kann, und dieses Blendwerk wurde noch dadurch erhöht, daß die Kommandoworte, die der Haushofmeister mit fester sonorer Stimme ausstieß, französisch waren. Schon glaubte ich fehlgegangen zu seyn, da meine Einladung auf eine Mahlzeit bei einem alten, deutschen Freiherrn lautete, als sich plötzlich der Hofmeister, ohne mich eines Blicks zu würdigen — welche Keckheit eines gemeinen Bedienten, mir offenbar wieder als englisch erscheinen mußte — zu einem im Winkel stehenden



Blind  
und  
belüg  
Deut  
nach  
N  
sich  
m  
ber  
ich  
w  
sich  
hat  
in  
St  
m  
m  
fa

Bäuerlein wandte, das Pflersche zum Verkaufe hatte, und Gott weiß wie, bis in diesen Vorhof des Allerheiligsten gedrungen war — und ihn im derbsten Deutsch dessen er sich mit großer Sicherheit bediente, nach dem Preise derselben fragte.

Nun erst bemerkte er auch mich und erkundigte sich — mein Anzug mochte ihn wohl dazu bestimmen — zwar nicht höflich, aber doch auch nicht so barsch wie früher: „Was ich hier wolle und wer ich sei?“

Ich sagte ihm auf englisch was er zu wissen wünschte und er antwortete jetzt mit einiger Verbindlichkeit in französischer Sprache.

Nun erfuhr ich, daß ich eine falsche Treppe gewählt hatte, die mich zwar in ein Vorzimmer brachte aber in das hinter dem Speisesaal gelegene, das mit der Küche in Verbindung stand, und der Herr Haushofmeister gab mir einen seiner Untergebenen mit, um mich zurechtzuweisen.

Bei dem Diner selbst fand ich aber meine vorgefaßte Meinung vollkommen bestätigt.

## XVI.

## Zu leben wissen!

Nächst diesen feierlichen und splendiden Arten zu speisen, findet man aber auch wieder andere von größerer Einfachheit. Man hat mir junge Leute gezeigt, die nicht unbedeutende Namen tragen, wenn gleich sie noch nichts gethan hatten, ihnen Bedeutung zu geben und sich's zur Angelegenheit ihres Lebens machten, das Geld ihrer Ahnen zu verprassen. Diese Jünglinge kleiden sich ganz nach englischem Schnitt, einfach und solid, lieben Pferde, die Jagd, üben sich in den Waf-

fen und affectiren eine große Derbheit in ihrem Aeußern. Dabei sind sie stolz auf ihre vermeintlich ererbte Größe und scheinen nicht zu ahnen, daß Geist, Thatenlust und innere Kraft dazu gehören, um alte, vermorschte Diplome mit jungem Leben zu durchdringen.

Wenn sie auch nur für wenige Wochen einen Badeort besuchen, so umgeben sie sich mit allen Emblemen ihres Standes und ihrer Neigung. An den Wänden hängen Waffen zu ritterlicher Uebung „in Schimpf und Ernst,“ und nach allen Seiten hin prangen die Hirschgeweihe von väterlicher und die Meerschweinchen von mütterlicher Seite, oder was es sonst für Thiere aus der heraldischen Menagerie seyn mögen. An ungeheuern Hunden fehlt es auch nicht und den hochedeln Hausrath vollenden Reitpeitschen, Stöcke von allem Kaliber und in kunstvollendeten Lithographien, Pferdeportraits, Hundeköpfe oder auch wohl ein obscönes Bildlein, ein nacktes Knie &c.

Ein Diner solcher hohen Herren endet erst spät in der Nacht und der milde Schlaf löst die laute

Freude ab; der Bediente trägt die Lichter davon,  
wenn's genug ist und Schnarchen, Schnaufen und  
Röcheln tönt durch die stille Nacht.



## XVII.

## Mysterien.

Die belebteste Stunde in Baden ist die, welche unmittelbar dem Mittagessen folgt und die vornehme und schöne, das ist vorzugsweise die fremde Welt, in die Lichtenthaler Allee zusammenführt, wo sich Alles zu Pferde und zu Wagen, bescheidenen Fußgängern als Schauspiel bietet.

Hier ist es wo man die ganze Badegesellschaft die Revue passiren läßt und wo irgend ein langjähriger Gast, einer der sogenannten Habitués des Ortes uns mit der sehr interessanten *Chronique scandaleuse* vertraut machen kann.

Eine Wagenreihe von ziemlich beträchtlicher Länge zieht in kurzem Trott, unter den herrlichen, alten Linden und Eichen, welche die Alleen bilden, an unsern Blicken vorüber. Die Lichtenthaler Allee ist ein europäischer Punkt geworden und wird es allem Anscheine nach von Jahr zu Jahr immer mehr werden. Einige Equipagen zeugten von Reichthum, andere wenige verriethen das alte Geschlecht, aber bedeutend geringer war die Zahl derer, die guten Geschmack bekundeten. Das Letztere war gewiß dort nicht der Fall, wo man zu einer ländlichen Spazierfahrt, den Kutscher stets in weiß seidenen Strümpfen und gepudelter Perücke sah und zwei Lakaien, die sich in reich galonirten Röcken hinter der Herrschaft hingeflegt hatten und mit unterschlagenen Armen zu schlafen schienen. Dieß Schauspiel wurde gleichmäßig tagtäglich aufgeführt und sollte wahrscheinlich, so wie die langen Nägel der Vornehmen und Reichen: das Nichtarbeiten, auch hier andeuten, daß in dem Hause, zu dem sie gehörte, selbst die Dienerschaft alle Tage von der Tafel ihren ebenbürtigen Rausch davon trägt.

Und nun sage man noch, daß unsere Sitten nicht täglich chineſiſcher werden!

Jener franzöſiſchen Herrſchaft ſtelle ich nun gern eine engliſche gegenüber, die vielleicht den größten Aufwand macht, der in jeziger Zeit auf dem Continente von Reiſenden gemacht wird — da er zwei bis dreihundert Reichsgulden täglich beträgt. Hier leben Herr und Diener auf gleichem Fuße, und jeder der Letzteren hat nicht nur ſein eigenes Zimmer, ſondern Mittags eine Flaſche Bordeaux und zum Nachtiſch eine halbe Flaſche Champagner. Dieß wird aber ganz im Stillen abgethan, und der Kaufch iſt gar nicht da und dürfte viel weniger noch zur Schau getragen werden.

Die ſchlechtern Equipagen gehören gewöhnlich Deutſchen; doch ſoll damit nicht geſagt ſeyn, daß auch hin und wieder ein deutſcher Baron oder Graf ſich mit ſchönen Pferden hervorthäte. Im Ganzen iſt der deutſche Adel arm, beſonders der an den kleinern deutſchen Höfen lebt. Man erzählte mir, daß eine Familie zu arm war, um den nöthigen Aufwand zu machen, zu dem ihr beſtändiger Aufenthalt in

Die Mappe von H. Lewald.

der Residenz, da sie zum alten Landadel gehörte, die Veranlassung gab. Sie konnte ausser einer alten Magd keine Dienerschaft halten und war doch gezwungen, bei Hofe zu erscheinen. Was war da zu machen? Noth lehrt beten, sagt ein altes Sprichwort, im eigentlichen Sinne so viel wie: Noth macht erfinderisch. Was braucht's denn wohl viel, eine alte Magd in einen alten Lakaien zu metamorphosiren? War irgend ein Fest im Schlosse, so rief das älteste Fräulein Tochter: „Elsbeth, zieh' sie die Inerpressibles an, der Papa muß nach Hof!“

Und sogleich gehorchte Elsbeth und verwandelte sich pflichtschuldigst, um hinten auf zu stehen. Die Sache kam aber bald heraus und der dienende Ritter d'Con hatte von dem Publikum des Vestibules, den auf ihre Herrschaften wartenden Domestiken, allerlei zu befahren, so daß die Sittlichkeit bedroht wurde, und die Travestirung aufhören mußte.

Zierliche Phaetons rollen mit irischen Fuhrwerken, elegante Kutschen mit einfachen Droschken um die Wette; Poney's laufen neben stolzen Mecklenburgern, zweispännig, zu dreien in einer Reihe, mit vieren vom

Bock kutschirt! Vor Allem ist es Sitte und gehört Distinguirtesten, selbst zu kutschiren. Der Bau und die Form der Fuhrwerke nähert sich mehr und mehr der ältern und es ist bei dem Schwunge, den die Mode des Rococo fort und fort nimmt, gar nicht abzusehen, wie weit sie uns zurückführen wird.



Pferderennen überhaupt, so wie Kirchthurmrennen insbesondere haben sich noch nicht bis hierher verloren. Die Reiter begnügen sich mit dem Gewöhnlichsten und Vielen genügt selbst eine Eselparthie, die für Unterleib und Blutumlauf allerdings ihre Vorzüge hat. —

Die Jugend stürmt zu Pferde hinaus — von der

Straße ab, schweift man auf romantischen Pfaden. Alles wird stiller um uns her; säuselnde, kühle Lüfte, schaukelnde Eichhörnchen im Gezweige, der zwitschernde Vogel und — nun gar — *pour comble du romantique!* — das Rauschen des Wassers! Ward vorher ein flüchtiges Wort gewechselt, so drängen sie sich jetzt gewichtiger in stürzender Hast.

Sein Pferd jagt in gestrecktem Galopp!

— Mein Himmel! was soll's — ich kann mein Pferd kaum mehr halten — es geht mit mir durch —

— Lassen Sie ihm freien Willen — es geht mit dem Meinen —

— Was soll's? Eine Entführung?

— Eine Beute —



Im Fluge berühren sich die Lippen! Lachend sprengen sie weiter; der anmuthige Scherz wird öfter wiederholt.

Aber das Schicksal roh und kalt ist ihnen bereits auf den Fersen; sie vernehmen nicht das Schnauben des Rosses, das hinter ihnen einherjagt. Die Eifersucht auf einem Schimmel! — Kommt der Mann glücklich davon, das heißt: fällt er nicht herunter, so wird und muß ein Duell die unausbleibliche Folge seyn. — —

Diese Seite des BADELEBENS ist von den wenigsten noch in's rechte Licht gesetzt worden. Was man hier schildern wollte wäre unvollständig oder erdichtet und immer müßte man dabei indiscret erscheinen. Es genüge daher eine leise Andeutung dessen zu geben, was den höchsten Reiz dieser Gesellschaft bildet. Doch ist hierbei zu bemerken, daß jedes Jahr seinen eigenthümlichen Charakter trägt, daß in dem einen mehr das idyllische Glück der kleinen, beschränkten Cotterien, der Landparthien, der Diners auf alten Steinhäufen und

unter Bäumen seinen Scepter schwingt, wo die schöne Welt an bürgerlichen Sonntagsvergönügungen Gefallen findet; in dem Andern hingegen rauschende Festlichkeiten, Orgien und Bacchanale die Nacht hindurch an der Ordnung sind; und endlich auch wohl die ganze männliche Gesellschaft sich in Endymione verwandelt zu haben scheint, die allmählig der holden Luna gewärtig sind, die nicht ausbleibt, den Geliebten zu beglücken.

Nichts ist mehr wohl geeignet als ein Aufenthalt in Baden, diese bald sanften, bald stürmischen Regungen zu begünstigen. Seit lange schon steht es in dem Rufe daß es den Ehestiftungen günstig seyn soll und da Ehen im Himmel geschlossen werden, so ist der Vergleich, der da besagt: das schöne Thal sei ein Stück Himmel, das auf die Erde gefallen — um so gerechtfertigter.

Die aufregende, elastische Luft, die Milde des Klimas, die lieblichen Formen der Berge und Baumgruppen, die ganze üppige Lage des Städtchens, das

überall von Blumen frogt, die vor den Thüren und Fenstern, auf Balkonen und Dächern prangen; das Zusammenströmen der schönsten Männer und Frauen aller Nationen, die Freiheit des Verkehrs, die größere Vertraulichkeit, die dadurch erzeugt wird und bei der Kürze des Aufenthalts scheinbar keinerlei Consequenz nach sich zieht — endlich die Absicht, blos seinem Vergnügen zu leben und die vielen Veranstaltungen, die uns auf jedem Schritte begegnen, dieser Absicht zu fröhnen — Alles dieß macht Baden zu dem, was es ist — zu dem Revier, wo die Göttin der Liebe ihren rosenumdufteten Thron aufschlug, um Jugend und Schönheit zu beglücken.

Tausendfache Intriken spinnen sich an, die aber wohl nur in den seltensten Fällen hier auch ihr Ende erreichen. Nicht immer werden die stillen, verschwiegenen Gebüsch durch jene höchste Wonne geweiht, zu denen sie die ersten Anknüpfungspunkte waren, und die Salons von Neapel oder Paris, ein ländlicher, still verborgener Aufenthalt, die nächste Saison in Baden, stellen oft nur das in Perspective, was beide Theile so glühend ersehnen.

Glaubt Ihr denn wohl wirklich diese blasirte Welt finde Gefallen allein an der frischen, heitern Natur — sie, die herrliche Morgen verschläft und ihre Nacht zum Tage zu machen gewohnt ist? oder diese reiche Welt lasse sich allein von den Goldhaufen verlocken, die der Croupier vor ihren Augen ausbreitet? oder diese überreizte Welt sei befriedigt von dem, was man ein „vernünftiges Wort zu seiner Zeit“ nennt, wie es guten Philistern bei Pfeife und Trunk behagt? Täuscht Euch darüber nicht; senkt Euere Blicke in dieses mystische Dunkel, wenn Ihr es vermögt, und Ihr werdet erstaunen über die begehlichen Weiber und Jungfrauen, über die lüsternen Männer und Junggesellen, über Untreue, Verrath, List und Betrug, vor Allem aber über die rüstige Ausdauer, die beharrliche Thätigkeit die diese scheinbar sonst so ruhige und indifferente Kaste der Gesellschaft, in diesen Angelegenheiten an den Tag legt und ihr werdet alsdann die Rückkehr zu den Moden des letzten Jahrhunderts einigermassen dadurch erklärt finden. —

— — Und so rennen sie fort und fort die

schmucken Reiter; nur gut im Sattel sitzen müssen sie und den Abgrund sehen, der vor den Hufen ihrer Rosse sich ausdehnt. —



## XVIII.

## Der Spieler.

Kanntet Ihr einst jenen bleichen Mann oben an jenem Tische, wo jeder Augenblick eine getäuschte Hoffnung hervorruft?

Die Mährchen, die von den Spielern erzählt wurden, die ihre Brust mit den Nägeln zerkrachen sollen, sind längst erkannt worden, und wir wissen es, daß die meisten dieser Leute, die nüchternsten und ordinärsten Alltagsgeschöpfe sind, und daß sie so wie die Croupiers keiner besondern Beobachtung wohl werth sind.

Mit jenem Manne war es anders.

Schon sein Aussehen deutete es an; die gehöhlten Wangen mit der Pergamenthaut überzogen, die zusammengekniffenen Lippen, die hohe, als den Sig ernstester Gedanken sich verkündende Stirne, und vor Allem

die glühenden, tiefliegenden Augen, die eine innere Fieberaufregung verrathen. Nie hörte man ihn sprechen; unverwandt ruhte sein Blick auf den Feldern des Roulettes und wenn die Kugel lag, griff seine kühne Hand in die Geldhaufen, um dem Gewinner seinen Preis zuzuwerfen, oder er streckte den Stab aus um den Satz einzustreichen.

Der Mann war Croupier, oder wie sie sich selbst betiteln: *Employé de la banque*.

Er war einst reich und angesehen in seinem Wohnorte und pflegte jeden Sommer das Bad zu besuchen, um — zu spielen. Anfänglich erregte sein Spiel Erstaunen und Verwunderung; sein Satz war hoch und seine Verluste außerordentlich. Man überschätzte noch seinen Reichthum als der Mann schon am Bettelstabe war; seine Familie verzweifelte schon längst, als er sich noch immer von der trügerischsten Hoffnung hinhalten ließ und den Augenblick nicht fern mehr wähnte, der ihm mindestens, das was er einst besessen, wieder zurückbringen würde. Er täuschte sich; vom jähen Sturze war kein Erholen mehr; das Glück, wenn es ihm auch lächeln wollte, konnte er nicht mehr bannen

und festhalten, weil ihm die Mittel fehlten; sein Blick fiel in einen schwarzen, bodenlosen Abgrund. Sein Hausstand war zerrüttet; Alles verpfändet und verkauft; Hunger und Elend regierten.

Kein Trost labte den Mann. Sonst pflegte er sich zu sagen: nicht schändliche Gewinnsucht treibt mich; es ist die Lust, das Vergnügen, das ich nie zu theuer erkaufen kann — ich fordere mein Glück in die Schranken, ich stehe dem Schicksale, es muß mir wieder stehen! —

Dieser Frevelmuth — wie ward er bestraft!

Mit stummem Grame erwachte er; mit finstern Gedanken sah ihn der scheidende Tag. Einen schweren Kampf hatte er zu bestehen: Leben oder Tod! Noch schwankte er, da nahete sich ihm die vom Tode errettende Hand.

„Willst Du mein Diener werden?“ fragte ihn eines Tages der reiche Spielpächter. „Sieh — ich will aus Rücksicht, daß Du dem Spiele Alles geopfert — für Dich und die Deinigen sorgen und Dich dem Elend entreißen, in den Dein Leichtsinn Dich gestürzt. Wer auch hieß Dich so wahnsinnig spielen?“

Du sitzt fortan als ruhiger, kalter Employé an dem Tische, an dem Du sonst durch eine zerrüttende Leidenschaft gefesselt warst; Du folgst dem Spiel der Andern; lebst dabei in Deinem Elemente, da Du alle Chancen des Glücks verfolgen kannst und ich bezahle Dir den doppelten Lohn, den ich Andern für den Dienst zu zahlen pflege — wie gesagt aus besondern Rücksichten.“

Der Unglückliche ging den Pact ein. Er glaubte sich dadurch gerettet; wenigstens hatte er sich von den Vorwürfen losgekauft, die sein Herz zerfleischten. Er konnte seine Familie wieder ernähren und die Noth im Hause hörte auf.

So saß er nun allabendlich da; was in ihm vorging, wußte Niemand, aber sein Aussehen schien das Entsetzliche zu verrathen, und verscheuchte die Spieler; die stets dem Aberglauben fröhnen und mit der geheimnißvollen Erscheinung nichts zu thun haben wollten.

Der Pächter des Spiels ließ ihn vor sich bescheiden und eröffnete ihm, daß er ihn nicht mehr am Posten lassen könne.

„Ich wäre so nicht geblieben,“ erwiderte er dumpf,

„denn meine Qualen waren nicht auszuhalten. Wie einer der laufen will und dem die Füße gebunden, der sich nun abzappelt und abhegt in fruchtlosen Bemühungen — so saß ich da — dieser Schmerz läßt sich nicht beschreiben. Ich spielte stets in Gedanken mit, und zu meiner fürchterlichsten Pein hatte ich nunmehr Glück. Ich gewann mit jedem Zuge und war nur Dein Croupier. Ich rieb mich auf in den gewagtesten Combinationen, die mir in jedem Augenblicke licht darstellten, wie sehr das Glück den Menschen äfft und zum Besten hält. Ich hätte meine Gedanken dem Ponteur zuflüstern mögen, der so viel Unglück hatte“ — —

Der Pächter ließ ihn nicht weiter reden und bedauerte, ihn nicht brauchen zu können; für die Familie wolle er sorgen; das hieß ja dem Manne den Paß für die Ewigkeit ausfertigen.

Er irrte jetzt im Badeorte umher wie ein Wahnsinniger; den Spielsaal besuchte er noch täglich; mit einer Art von Wollust schwelgte er in seinen Schmerzen. Er wollte seine Combinationen dem Drucke übergeben und kündigte eine Broschüre unter dem

Titel an: „Die Kunst immer zu gewinnen und ein unfehlbares Mittel die Bank zu sprengen.“ Man drohte ihm mit dem Tollhaus. Da legte er sich auf's Betteln; glückliche Spieler sind mitleidig; es fehlte ihm nicht an Geld; er vertrank es und sank immer tiefer in den Augen der Leute, in der That hatte er früher schon die tiefste Tiefe erreicht.

Noch einige Zeit sah man ihn hier und dort; dann verschwand er, ohne daß man darnach gefragt hätte, was aus ihm geworden..



So ist die Hoffnung das böse trügerische Weib!

## XIX.

## Die Sängerin.

Es hatte sich verbreitet, daß die „gefeiertste Sängerin der Epoche“ den Badeort besuchen würde und alle Blätter brachten die Nachricht und verkündeten sie der Welt. Gewöhnlich macht das keinerlei Effect. In diesem Falle aber war es anders. Diese Dame hatte einst auf der Bühne gesungen und war dann in Privatverhältnisse getreten, die sie in jenen glänzenden Kreis erhoben, den die Sommitäten der Gesellschaft bilden. Noch dann und wann verließ sie diese Sphäre und stieg hernieder in das Gebiet der Kunst, dem sie

ja doch allein nur ihre Eroberungen, ihre Siege verdankte.

Man lief zusammen, man berieth: wie soll sie empfangen werden, die Göttliche?

Die extravagantesten Vorschläge wurden vernommen; eine gewisse Klasse nunmehr ergrauter Männer, suchte ihre früheren Titel hervor und es schien sich eine neue „alte Garde“ bilden zu wollen, deren frühere Bedeutung man mir erklärte, und der das Amt der Ehrenwache wieder ausschließend zustehen sollte. Eine alte, dicke Excellenzfrau machte sogar ihren Willen kund, den Wagen der Gefeierten ziehen zu wollen, wenn die kleine, watschlige Präsidentin von M. sich mit ihr an die Deichsel spannen ließe. Der Plan ging natürlich nicht durch. Die fremden Nationalitäten nahmen keinen Theil und die Deutschen allein brachten nichts zu Stande und konnten daher den Wagen allein nicht ziehen. Man erzeigte mir die Ehre mich zu den Sitzungen einzuladen; ich hatte durch Freunde schon allerlei darüber vernommen. Einmal entschloß ich mich hinzugehen.

Ein wildes Durcheinander empfing mich; Frauen

und Männer sprachen zugleich und Niemand küm-  
 merte sich um den Andern, alle Achtung, die man in  
 gesitteter Gesellschaft gegen einander stillschweigend zu  
 bezeigen hat, war hier aus den Augen gesetzt. Man  
 sprach von Allem und über Alles; es wurden alte Thea-  
 terrecensionen verlesen; ein gelehrter Herr hielt eine  
 Vorlesung über das Theater der Griechen und Römer;  
 ein Anderer über das Costüm; ein Dritter über die  
 Triumphzüge im Alterthum. Alles aber gestört und  
 umtost von dem Geschwirre der Uebrigen; Niemand  
 wollte oder konnte schweigen.

Und was sie alles zu Markte brachten!

Sie erhitzten sich über den Kaiser Barbarossa, der  
 in einem deutschen Berge der Sage nach, eingeseit  
 seyn soll und ob sein Bart wirklich roth oder bloß  
 hochblond gewesen sei. Unterdessen dachte aber Kei-  
 ner von ihnen daran, daß der Augenblick verstrich und  
 vier Postpferde den Wagen der vornehmen Sängerin  
 in jeder Viertelstunde Baden näher brachten.

Wie merkwürdig lügen doch die Leute, sprach ich  
 zu mir selbst, welche diese Deutschen als schweigsam,  
 anständig, besonnen und phlegmatisch darstellen, die

sich schon bei solcher Lapaille so ungeberdig und vollkommen unüberlegt den unbefangenen Blicken des Fremden zeigen. Ich schauderte vor diesem Tohubohu und ich öffnete nicht den Mund so lange ich zugegen war. Als wir aufbrachen wurde ich von Einigen meiner Bekanntschaft um meine Meinung befragt, die ich — nach dem stillschweigenden Antheil den ich an den Verhandlungen genommen — mir gebildet haben mußte.

Ich blickte zum Himmel empor und erwiderte mit unerschütterlichem Gleichmuth:

„*Mais — nous aurons de la pluie*“ —

Da verwunderte sich Alles über die schroffe Einsylbigkeit des Engländers, der mit so wenigen Worten die wichtige Frage richtig zu lösen schien. „Es wird diesen Abend regnen, und folglich ist Alles umsonst; laßt Euere Feierlichkeiten bei Seite; festlicher Empfang, Emeuten, kurz alle Arten von Volksbelustigungen erfordern schönes Wetter!“

Ich hatte daran nicht gedacht. Mittlerweile aber war die vornehme Primadonna eingerückt, während die Debatten zu ihrem Empfange noch nicht einmal

geschlossen waren. Sogleich nach ihrer Ankunft begab sich ein junger Dandy zu ihr, den sie hier zu finden gewußt hatte und den sie sogleich zu ihrem Eiscisbeo annahm. Abends erschien sie an seinem Arme im Konversationshause. Die Leute, die das Comité gebildet hatten, waren auseinander gestoben und von der Ausführung einer gemeinsamen Idee war keine Rede mehr. Jeder versuchte es vielmehr auf originelle Weise für sich allein seine Huldigung darzubringen.

Da sah man sie sich strecken, recken, sich beugen und verneigen; Alles lächelte den stolzen Blicken der Primadonna entgegen; Einer wollte den Saum ihres Kleides an die Lippen drücken; der Andere hob den Kopf und stieß eine hochtönende Dithyrambe in die Luft; hier, ein Dicker, war bemüht, wie eine wandernde Mauer, die Sängerin gegen den Andrang zu schützen; dort zerschmolz ein dichtender Hofrath — wie denn fast alle deutschen Dichter Hofräthe sind — und versuchte es ein Sonnet in slavischer Unterwürfigkeit zu stammeln. Die Fremden aber näherten sich eher vertraulich dem seltenen Gestirne und sprachen keck



von ihrem letzten Londoner Triumph, wo das Concert so und so viel Guineen gekostet hatte, und hofften hier wieder den Genuß zu haben, sie bewundern zu dürfen, zwar nicht für Geld, sondern in feinem Cirkeln von Auserwählten.

Wie benahm sich die Schöne?

Dem kühnen Ritter lächelte das Glück; noch diesen Abend, versicherte sie, wolle sie ihm etwas vorsingen! während den Andern sie immer die poetische, unnahbare Erscheinung aus dem fernen Thale blieb, von der es heißt:

„Und eine Würde, eine Hoheit  
Entfernte die Vertraulichkeit!

Die Damen, die in dem Comité mitgestimmt hatten, die Excellenz, die an der Deichsel gehen wollte, diese Alle hielten sich aber in stummer Entfernung.

Der hocharistokratische Dilettantismus spielt heutzutage die größte Rolle; ob die Kunst dadurch an Vornehmheit gewonnen hat? Wir haben nunmehr glänzende, artistische Salons, wo das vornehmste Publikum sich hindrängt, um einen Künstler oder eine Künstlerin aus seiner Mitte zu bewundern. Mängel der

Stimme und falsche Noten, können die aber wohl durch den Besitz großen Reichthums und eines alten Stammbaumes vergessen gemacht werden? So viel scheint ausgemacht daß für diesen Stand edle, ritterliche Uebungen — wie z. B. Fahren und Reiten — besser taugen.

Zum Dilettantismus gehört nun aber auch vornehmlich die Kunstkennerchaft und diese ist ein großes Vergerniß für verständige und gefühlvolle Menschen. So lange die Jongleurs noch selten waren, erfreuten sie eben durch die Seltenheit ihrer schwierigen Stückchen; wie sehr verloren aber dieselben, als jede umherziehende Truppe von Seiltänzern und Kunstreitern, einen unter den ihrigen hatten, welcher das Kugel- und Messerspiel zu zeigen wußte?

Jetzt, wo die ungeheuersten Schwierigkeiten in der Behandlung des Klaviers und der Violine, von so Vielen überwunden worden sind, daß man nicht wohl daran zweifelt, ob es denn überhaupt etwas Großes damit sei, erscheint die Vergötterung dieser Virtuosen von Seiten der Dilettanten abgeschmackt und nachgerade veraltet. Aber da sitzen sie im Kreise, auf der Estrade,

ein verhimmelter Areopag und gucken dem Wundermann auf die Hände, wie einem Taschenspieler; denn eine traurige Wahrheit ist es, daß das Auge dem Ohre dienen muß und daß diese Art von Musik durch das Auge mitgenossen wird.

Ich kann meine Landsleute hier nicht in Schutz nehmen, denn sie theilen den Schwindel der Andern vollkommen und vielleicht sind sie ihm in noch höherem Maße anheimgefallen, da ihnen eigentlich der Sinn für ächte Musik, nicht in sehr hohem Grade zu Theil geworden ist.

---

## XX.

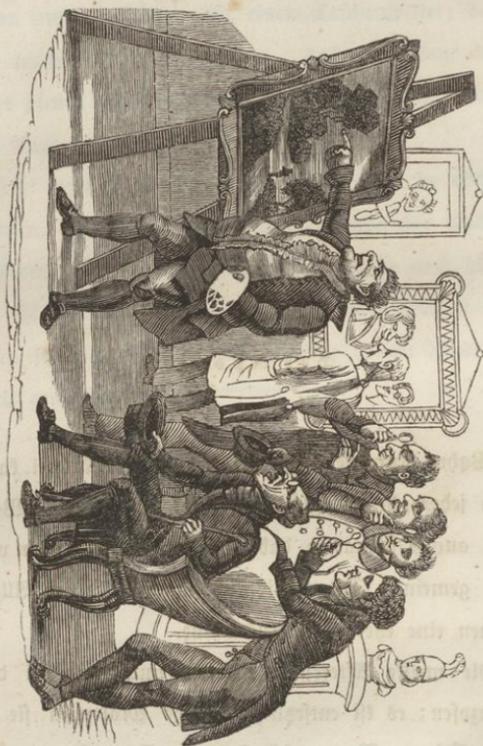
Der Abbate.

Wahre Kunstliebe für die Gebilde der Malerei kann man jedoch den Engländern nicht absprechen. Wohl mag auch Ostentation dabei mitunterlaufen, allein von dem gemeinen Dilettantismus machen sie im Allgemeinen eine ehrenvolle Ausnahme.

Die meiste Aferkunst herrscht unbedingt bei den Franzosen; es ist entsetzlich, welche Malereien sie zu Tage fördern. Namentlich sind ihre Croquisten, Aquarellmaler, die eine sogenannte geistreiche Kunst treiben, geradezu unausstehlich. Dieses Nachlässigthun, dieses

Die Mappe von A. Lewald.

7



launenhaft Abgeriffene, was nicht einmal die Ausführung einer gesunden Skizze zeigt, auf der einen Seite, dann der kokette Ausdruck, der den Zeichnungen gegeben wird, und der für alles Fehlende Ersatz bieten soll, Alles dieses muß dem ächten Kenner vollständig zuwider seyn. Von Tiefe der Auffassung, von Idee, von Charakter, von diesen Grundbedingungen eines Kunstwerkes ist selten die Rede.

Bemerkenswerth machte sich mir ein alter Kunsthändler, von Nation ein Italiener, der die ganze Welt durchkreist hatte und sich durch Glück, Kennerchaft und reiche Mittel im Besitze ungewöhnlicher Kunstschätze sah. Er erfreute sich weniger Freunde; man schalt ihn grob, plump, anmaßend, und was das Gefährlichste für ihn war — er war so unerhöhet theuer, daß man nichts von ihm erstehen konnte. Ich hatte ihn von Ferne gesehen, und er erregte durch sein Aeußeres meine Neugierde. Er war ein hochgewachsener Mann, und zeigte etwas Satyrhaftes in seinem Gesichte, das hauptsächlich im Munde lag, allein noch bedeutend durch einen Kinnbart und weitabstehende große Ohren verstärkt wurde. Er trug sich nach alt-

fränkischer Sitte und das seidene Mäntelchen, das ihm vom Rücken herabhing, gab ihm das Ansehen eines Abbate. Wenn man ihn besuchte, so kam es auf den Eindruck an, den man auf ihn machte, ob man die schönsten Stücke seiner Sammlung, einen Correggio und einen Raphael zu sehen bekam oder nicht. Oft traf man ihn malend an; wenigstens mit der Palette am Daumen, und den Pinseln in der Hand, allein von seinen Malereien bekam man nie etwas zu Gesicht.

Ich geizte darnach, den sonderbaren Mann, der sich von den gewöhnlichen Kunsthändlern so sehr unterschied, kennen zu lernen, und wartete nur darauf, mich in einer günstigen Stimmung zu sehen. Als ich diese endlich gewonnen glaubte — ich hatte nemlich durch französische und deutsche Naturcopisten einen unsäglichen Widerwillen gegen alles Moderne dieser Art bekommen — beschloß ich mich in das Anschauen alter Kunstwerke zu versenken.

Er hatte eine zahlreiche Versammlung bei sich, als ich zu ihm eintrat.

Diese sogenannten Kenner sind doch göttliche Kerle! Da saßen sie mit bewaffneten Augen und hörten an-

dächtig zu, wie der Italiener, ihnen mit Emphase, eine Landschaft von Claude Lorraine, zu verstehen gab, die ich auf den ersten Blick für unterschoben hielt. Es lag eine unvergleichliche Laune in der Art und Weise, wie er die prächtigen Kunstschöpfe zum Besten hielt, die Alles mit höflicher Geduld hinnahmen, und nur dann und wann ein Wischen vor Wonne zerfließen wollten. Nur ein Einziger unter den Anwesenden hielt sich fern von dem Erklärer und dem aufgestellten Bilde. Er kehrte der Gesellschaft den Rücken und bewunderte zwei Bildnisse an der Wand, die ein Wiener Portraitmaler kunstreich zusammengestellt hatte, und die allen Deutschen eine große Freude bereiteten, wovon ich mich bei einem spätern Besuche überzeugte. Man erkannte sie sogleich unter großem Gelächter. Es waren ein komischer Schauspieler und ein komischer Schriftsteller. Der Mann, der sie betrachtete, war aber ein alter Schauspieler, der durch beide heruntergekommen — durch des Einen schlechte Gage und des Andern Recensionen nehmlich — jetzt hier in diesem Kunstsaale eine stumme Bedientenrolle übernommen hatte, und wenigstens dabei nicht verhungerte.

Der Kunsthändler hielt seine Welt offenbar zum Besten. Er entließ sie, ohne ihnen seine ächten Kleinode gezeigt zu haben, und der stumme Bediente geleitete sie. Mir gelang es, ihn ernster zu stimmen, und ich lernte ihn kennen.

Von jener Verachtung erfüllt, welche der doppelt empfinden muß, der sein ganzes Leben hindurch, bloß dem Erforschen des Hohen und Göttlichen in der Kunst nachstrebt, war es meinem guten Abbate nicht möglich, die gewöhnlichen Besucher anders abzuspeisen, als wie er es that, das heißt: mit Spott und Lügen.

„Muß es Einen nicht empören,“ sagte er zu mir, als er warm geworden war, „Bilder auf dem Mist umherstehen zu sehen, oder sie zwischen Zahnbürste, Seife und Pomadebüchsen zum Verkauf ausgedoten zu werden? Und welche Bilder das sind, kann jeder leicht einsehen, nur die Liebhaber nicht, die sie begucken und kaufen — weil sie zu billigen Preisen zu haben sind, und dann von diesen Preisen noch mehr als die Hälfte herunter gehandelt werden kann, wenn man ein volles Duzend nimmt! Mein Gott! sehe ich die Welt so verkehrt, so kann ich sie nur verachten; ich wollte

bergleichen Leute lieber die Treppe hinunterwerfen, als ihnen meine Bilder zeigen, wenn ich's nur dürfte. Wären sie aber keine Schaafsköpfe, so müßten sie Alles verstehen, was ich ihnen aufhete; sie müßten bei mir zwischen den Zeilen lesen können. Je wohlfeiler die Andern sind, desto theurer werde ich. Ist Schund schon einen Dukaten werth, so muß ein ächtes Bild tausend werth sein; das anerkannte Bild eines großen Meisters aber zehntausend. Können die Zwerge das nicht begreifen, immerhin! Ich weiche und wanke nicht von dem einmal Geforderten, und neulich sagte ich einem reichen Russen, der mir dreitausend Dukaten auf ein Bild bot, für das ich viertausend gefordert hatte, und sich sehr wunderte, daß ich's ihm nicht loszuschlug: „Sehen sie, mein Herr, entweder ist's ein Bild von dem großen Meister Tiziano, und dann ist's reichlich so viel werth, als ich fordere, und ich verdiene gewiß noch den Dank des Käufers obenein, oder es ist nicht von ihm, dann sind die gebotenen dreitausend zu viel, und ich betrüge sie, wenn ich sie Ihnen abnehme. Aber ich bin kein Betrüger und

hege die feste Ueberzeugung; daß mein Bild ein Tizian  
und also den Preis werth ist!“

Der Mann stand mir in einer gewissen, nicht zu  
leugnenden Größe gegenüber, als er diese Worte sagte,  
und ich habe mich späterhin kräftig widersetzt, wenn  
ich ihn als Charlatan, Grobian u. s. w. verschreien  
hörte.

## XXI.

## Das Abenteuer auf dem Balle.



Nichts Lächerlicheres, als die sogenannten *Bal parés*, die irgend ein Unternehmer ankündigt und dann für einige baare Münze den Janhagel einlädt, sich wie die vornehme Welt zu schmücken und sich steif, abgemessen

und höchst anständig zu benehmen. Wie es sich von selbst versteht, bleibt die vornehme Welt fort und überläßt es ihren Affen, den Raum zu füllen. Allein dieser Affen wird es von Jahr zu Jahr immer weniger, denn wozu sich einen solchen Zwang auferlegen, wenn man einmal tanzen und vergnügt seyn will? In der That sind diese Veranstaltungen die widersinnigsten, die man sich nur denken kann, aber dennoch wird man nicht müde, sie beizubehalten.

Für den Kleinstädter, der einmal im Jahre eine Wallfahrt nach dem berühmten Badeorte unternimmt, um einen Sonntag dort zu bleiben, und dem es nur darum zu thun ist, den ganzen Vergnügungsschatz auszubenten, und unter dem Schweiß seines Angesichtes Alles aufzusuchen, was Natur, Kunst, Einsamkeit und Gesellschaft darbieten — hat indeß auch der *Val paré* seine Reize. Er zieht seinen altmodischen Frack hervor, läßt seine Schuhe mit neuen Bändern versehen, steckt ein wohlriechendes Schnupftuch in die Tasche, dessen heraushängender Zipfel aromatische Dämpfe hinter seinem Rücken verbreiten muß, und läßt sich von *Monsieur Pomadin* sein Haar frisiren und salben.

Dann läßt er die weißen Handschuhe über die knotigen Finger gleiten, die sich in den Wochentagen für den Bedarf des erbärmlichen Lebens abmühen und schwärzen, und träumt sich ein Gott an Freiheit, Rang, Reichthum und Lebenslust.

„Bin ich denn nicht jetzt so gut, wie Einer?“ denkt er bei sich. Und der Eine, den er meint, ist gewiß der Höchste, den seine Einbildungskraft erschwingen kann — der Präsident seines Collegiums.

Der Weltmann hat's darin auch leichter; die Mode überhebt ihn aller Anstände.

Die gewöhnlichen Tanzabende, in Baden Réunions genannt, verlangen nicht die steife Convenienz, den Frack anzuziehen. Hier ist wahre Ungezwungenheit, und wer gern tanzt, findet hier seine Rechnung, wenn er bekannt, das heißt: vorgestellt ist.

Es gewährt einen nicht uninteressanten Blick, hier die verschiedenen Nationen tanzen zu sehen; doch werden nur drei auch ihnen eigenthümliche Tänze repräsentirt: die Deutschen, Franzosen und Polen durch den Walzer, den Contretanz und die Mazurka. Der Bolero der Spanier, so wie die Russischen, Ungar-

ischen und Italienischen Tänze sind leider durch jene allgemein gewordene Tanzformen aus den höheren Gesellschaftskreisen verbannt worden, und nur noch dem Volke überwiesen. Wie schade! Mit englischen Tänzen dürfen wir aber nicht stolziren.

Ich hatte auch das glückliche Unglück zu einem festlichen Balle in die Residenz eines kleinen Fürsten eingeladen zu werden. Ich war mit Allem versehen, was der strengsten Etikette nach, zur Eleganz gehörte, und würde mit meinem Anzuge bei dem Leber der Königin der vereinigten Reiche haben erscheinen können, als ich zu meinem Schrecken vernahm, daß mich alle diese Sorgfalt, alle diese baaren Auslagen nicht in den Stand setzten, auf dem Parket des fürstlichen Tanzsaales zu erscheinen. Es war nemlich ein Maskenball und das Oberhofmarschallamt hatte das Gesetz erlassen: entweder Uniform oder Masken-Anzug. Da ich armer Gutsbesitzer nun aber nicht das Glück habe irgend einem Herrn zu dienen, und daher nicht das Recht habe einen zweifarbigen Rock mit reicher Stickerei tragen zu dürfen, so blieb mir nichts übrig, als eine Verkleidung zu wählen.

Der Fürst, der im Bade gewesen war, hatte dort die Bekanntschaft mehrerer Fremden gemacht, unter denen ich eben auch mich befand, und diese zu seinem Feste gebeten. Wahrscheinlich hatte er die Absicht, weniger uns eine Höflichkeit zu erweisen, denn dazu war er zu übermüthig und stolz, als vielmehr uns durch die Pracht seines Hofhalts zu imponiren, die er an jenem Abende im vollsten Scheine leuchten zu lassen, sich vorgenommen.

Das Fest hatte begonnen; die Kerzen brannten; die sechs Mann Leibtrabanten waren in eine neue, phantastische Uniform gesteckt worden und standen an den Wänden vertheilt, wie die Diener bei dem Mahle des alten Cedric von Rotherwood. Einige Bauernbursche, etwa zwanzig an der Zahl, die sich von einem im benachbarten Städtchen aufhaltenden Schauspiel-direktor die Costüme dazu geliehen hatten, verstärkten diese Nobelgarde und hielten sich hinter den Trabanten. Unter Voranschreitung des Oberceremonienmeisters, einer an kleinen deutschen Höfen unerläßlichen Charge, begaben sich Ihre Durchlauchten, der Fürst nebst seiner Gemalin in den Saal, gefolgt von dem Hof-

marshall und dem Chef des geheimen Kabinetts. Neben dem Fürsten ging das satyrisch-humoristische Hoffräulein der Fürstin, eine Dame, die nicht nur bei Hofe, sondern auch in der Literatur ihre Stelle einnahm, die sie durch Romane und Schauspiele sich errungen hatte, in der abenteuerlichen Tracht einer *Odaliske*, ganz dem Charakter getreu, wie es der sinnige Hofmaler angegeben hatte. Da sie nach europäischen Begriffen an einem mehr als reizenden *Embonpoint* keinen Mangel litt, und eben diese Eigenschaft im Orient beliebt macht und zu den Vorzügen der höchsten weiblichen Schönheit gezählt wird, hatte sie diese Maske gewählt, die in der That keiner Andern so gestanden hätte.

Wo die hohen Herrschaften vorüber kamen, verharrete Alles in hoher Achtung, sie vorbeilassend und obgleich Jedermann die *Odaliske* erkannte und erkennen mußte, so versprach sich doch diese eine Menge unschuldiger Scherze und boshafter Intriken, zu denen sie ein ausgeführtes Programm im Kopfe trug.

Wie es das Alter dieses Fürstengeschlechts erheischte, dessen erlauchte Vorfahren, soweit man die Reihe ver-



folgen konnte, nie etwas Nützliches gethan, sondern stets nur geritten, gesagt und regiert hatten, war die strengste Kleiderordnung bei den Hoffesten eingeführt.

Man trug dort das habit habillé von allen Farben und überdies von Seidenstoffen und Sammt, breite Bänder und Steine bedeckten die Brust und der Haarbeutel herrschte noch in vollster Kraft.

Mit mir war aber einer jener Inselbewohner angekommen, der Sr. Durchlaucht im Bade besonders gefallen hatte, und in seinen Schnurren und der höchst-ercentrischen Laune, die ihn beselte, vielen Stoff zum Lachen bot. Es war ein überaus großer, blondhaariger Mensch, der jeden andern Sterblichen fast um zwei Kopflängen überragte; das Bild eines Engländers, wie es gern als Typus angenommen wird, und von den ungeschlachten und unwitzigen Karikaturenzeichnern des Festlands so oft nachgebildet wurde.

Da er eben so frei im Leben zu seyn schien, als ich, und ihm daher, wie mir, das unbeneidete Vorrecht eine Uniform tragen zu dürfen, nicht zustand, so blieb uns wohl nichts Anderes übrig, als eine Maske zu wählen. Die Vermummung sagte uns

Beiden nicht zu; überdieß wäre es wohl unserm alt-englischen Gemüthe unmöglich gewesen, den Kleider-vorrath des Theaterdirektors durchzumustern, um uns etwas Passendes zu suchen. Wer könnte etwas anziehen, was schon auf einem andern Leibe gefessen? Wir nahmen uns vor unsere weiten, modernen Schlaf-röcke anzulegen, ein rothes Tuch, als Turban um den Kopf zu schlingen, und mit gestickten Babuschen an den Füßen, weiten Morgenpantalons an den Beinen, im Charakter orientalischer Kaufleute den Ball zu besuchen. Da wir uns nicht näher kannten, so machte ein jeder von uns seine Toilette auf seinem Zimmer und wir verabredeten uns, im Saale des Fürsten zusammenzutreffen.

Ich trieb mich bereits einige Zeit in dem Festlocale umher, wo neben der Familie des Durchlachtigsten, der höchsten Staatsbeamten und ihren Frauen, auch die reichsten Judenfamilien des Städtchens, die unter dem Namen von Hoffaktoren und Agenten, wichtigen Einfluß auf die Finanzen des Fürstenthums übten, sich eingestellt hatten; auch der Schauspieldirektor und Einige von seinen Leuten hatten gewußt, sich Eintritt

zu verschaffen, weil manches von ihnen an Standespersonen umsonst hergeliehen war.

Mein Landsmann ließ sich erwarten. Ich spähte sorgfältig nach ihm umher und konnte ihn lange nicht entdecken. Plötzlich zieht ein lautes Geschnatter meine Aufmerksamkeit nach einer Seite des Saales. Hier gewahre ich die Ddaliske im lauten Gespräche mit einer Maske, die mich in Verwunderung setzt.

Auf den ersten Blick glaube ich meinen Engländer zu erkennen, bald aber verwirrt es mich so, daß ich meinen Irrthum mir gestehe. Die ganze, unförmliche Masse ist wohl ihm und seiner Länge gleichkommend; aber bei näherer Betrachtung glaube ich, daß der Mensch nur klein seyn muß, der in der Verkleidung steckt, und daß die Größe durch eine Art von Aufsatg erzielt wird, den er auf dem Kopfe trägt. Das Gesicht des Menschen, das keine Larve verbirgt, das aber auf die seltsamste Art bemalt und gleichsam tätowirt zu seyn scheint, erreicht ungefähr die Höhe des Meiznigen.

Die Ddaliske konnte hier ungestört ihren Sarkasmen freien Lauf lassen, was sie mit um so höhern

Vergnügen that, als die große Maske mit dem tätowirten Gesichte ihr keine Antwort gab. Wenn man die Beiden nebeneinander sich schwerfällig durch den Saal bewegen sah, so erregte es allgemeines Aufsehen und Gelächter. Sie so dick, er so lang; sie so beweglich, in einem fort schwägend; er so steif und stumm wie ein Fisch.

Dies Schauspiel hatten sie der Gesellschaft eine Weile gegeben; der Ball war eröffnet; der Hof tanzte und es wurde wacker umhergesprungen; die Odalische mit der langen Maske hatten sich in ein Nebenzimmer begeben, wo sie ungestört waren. Ich folgte ihnen in einiger Entfernung, um die Entwicklung dieses Dramas in der Nähe zu betrachten. Ich verstand nichts von dem, was sie sagte; aber sie sprach unaufhörlich, je fester er bei seinem Schweigen beharrte. Plötzlich tönt es aus der Höhe, wie aus Wolken tief und feierlich, im ächt englischen Accent:

„Aeh bien! baese moa, Mademoasell!“

Mit zärtlicher Inbrunst will sie ihm in die Arme sinken, die schlaff und theilnahmlos an beiden Seiten herunterhingen, mit keinem Geste Leben verrathend und auch jetzt nicht beweglich werden, um die erhal-

tene so seltsame Einladung zur Wahrheit zu machen, oder mindestens zu unterstützen. Die schöne Dbaliske fällt also geradezu auf den Gegenstand ihrer Hinneigung, doch kaum berührt sie das scheinbare Gesicht des Fremden, als sie mit einem Schreckenrufe zurückfährt und beide Hände vor die Augenlöcher der Larve drückend, aus dem Zimmer läuft.

Der Schrei erregte die Aufmerksamkeit der Anwesenden, und schon sehe ich von allen Seiten Schritte nach dem einsamen Zimmer lenken, als ich meinen Mann mit festem Arm erfasse, und ihn schnell zur Thüre und zum Schlosse hinaus in die freie Luft reiße. Hier entdecke ich erst zu meinem Schrecken und Verdruß, welchen plumpen Scherz sich der Mensch erlaubt hatte, als er die Hülle vom Kopfe herabreißt und ich nun zwei Gesichter über- und untereinander sehe. Zugleich bedeckt er das Untere und schwört: „daß er sich mit dem Späße den Bauch erkältet habe.“

Ich lasse im selben Augenblick seine Arme fahren, und indem ich ihm rathe, nach Hause zu gehen und alsbald den Ort zu verlassen, beschliesse ich, mich wieder auf den Ball zurückzugeben, um mich in mei-

ner ganzen Unbefangenheit dort zu zeigen und die Muthmaßung näherer Bekanntschaft mit der Maske gründlichst von mir zurückzuweisen. Zum Glücke beobachtete die Ddaliske das tiefste Stillschweigen und fand es überaus romantisch, daß man am Schlusse des Abenteuers von ihr sagen konnte:

„Aber ihr Mund wollte nie verrathen, was ihr Auge Schreckliches erschaut“ —

wie so manche der neuern Novellen schließen. —

Den trivialen Burschen der sich den Spaß erlaubte, — wenn ein wohlzogener Mensch hier überhaupt noch von Spaß sprechen kann — sah ich nicht wieder.

Man hätte sich eigentlich zu schämen, wenn man dasjenige Alles in Betracht zieht, was als Engländer in der guten und besten Gesellschaft in Deutschland anzutreffen ist; allein es ist fast so weit damit gekommen, daß ein Gentleman bald diese ganze „gute und beste Gesellschaft“ sehr gering schätzen wird, und sich immer mehr und mehr in die Clausur zurückzieht, welche die Sorgfalt strenge Sitte und Anstand zu bewahren, ihm vorzuschreiben nicht unterlassen kann.

Man hat mir für gewiß erzählt, daß an einigen kleinen deutschen Hofhaltungen der Name Engländer schon allein fähig macht, zugelassen zu werden — ein Vorzug, der oft von den besten und in alledem Ansehen stehenden Landeskindern, vergebens in Anspruch genommen würde. An einem andern Orte soll es sogar eine eigene Art von Unterhändlern oder Maklern gegeben haben, die, sobald sie in Erfahrung brachten, daß ein Engländer angekommen war, auch sogleich im Schlosse Meldung davon machten, und ihm die Einladung für die nächste Abendgesellschaft erwirkten. Wenn man nun bedenkt, was Alles aus den drei Königreichen nach dem Continente seine Schritte lenkt; wer ferner ein Auge hat die lebenswürdigen Eigenschaften John Bulls in ihren grellsten Schattirungen zu würdigen; wer das linkische, plumpe, lächerliche, triviale, unsociale, prosaische Wesen der mannigfaltigen Travellers und Touristen beobachtet: wer es schon dahin gebracht hat, sich höchlich zu verwundern, wenn er einen Mann unter der Masse herausfindet, der die Literatur kennt, zuvorkommend in seinem Benehmen, ansprechend ist und bereits den

reichen Nutzen zurückgelegter Reisen für sich erbeutet hat — ein solcher Mann, er möge nun Deutscher, Franzose oder gar Engländer selbst seyn, wird auch die ungeheure Beeinträchtigung ganz erfassen, und die Vorurtheile bemessen können, die aus einer lächerlichen, ohne Sinn und Verstand geübten Zuvorkommenheit entspringen müssen.

## XXII.

## Charakterbilder.

Man kennt zur Genüge englische Originale; unsere trefflichen Schriftsteller wissen mit Worten also treu und sprechend zu malen, daß dergleichen Schildereien unter allen Nationen bekannt, und sogar berühmt werden. Die Deutschen stehen darin zurück; sie sind eben keine genauen Charakteristiker, wie wir, und setzen geben sie an sich selbst ein in allen Theilen aufrechtiges Bild. Sie besitzen nicht die schneidende Kälte des schonungslosen Zergliederens, und eine angeborene, ihnen wohl anstehende Gutmüthigkeit umschleiert Feh-

ler und Mängel und gibt selbst Schwächen eine Tinte, die sie im verschönernden Lichte erscheinen läßt.

Mein Wunsch, mich zu unterrichten, trieb mich an, in so weit ich es, bei der Verschiedenheit des Idioms, im Stande war, den Umgang der Eingeborenen zu suchen. Zum Glück kam mir dabei die Kenntniß fremder Sprachen, die bei ihnen allgemein anzutreffen ist, zu Hilfe.

Am Tage nach dem Valle, von dem ich eben sprach, ergögte mich eine Wasserparthie, die ich auf dem großen Weiher machte, der sich an der einen Seite des fürstlichen Schlosses über einen Theil des Parks ausbreitet, und der in dem üblichen Hoffstyle des Landes, mit dem stolzen Namen „Herrensee“ benannt wird. Wir saßen zu fünf in dem kleinen Boote; zwei von der Gesellschaft, vornehme Herren, „geheime Hofrätthe“, mit dicken Bäuchen und kurzem Athem, versorgten das Geschäft des Ruderns, weil sie sich Bewegung machen wollten, ausserdem waren der Kommandant der Truppen des Fürstenthums und der Eigenthümer eines benachbarten Eisenwerks mit uns. Dem Letztern hatten wir versprochen, damit er den Weg ab-

Die Mappe von A. Lewald.

schnitte, quer über den Teich zu fahren und ihn am gegenüberliegenden Ufer abzufegen, wo ihn sein Einspanner erwartete. Um sich für diese Gefälligkeit bei der vornehmen Gesellschaft zu bedanken, hatte er es übernommen, uns den Weg auf angenehme Weise zu verkürzen. Er erzählte launige Geschichten, wie es schien, denn die Herren geheimen Hofräthe brüllten auf ihren Ruderbänken, während selbst der ernste Krieger die behaarte Oberlippe zum freundlichen Grinsen verzog, und dann so artig war, mir die komische Geschichte in geläufigem Englisch mitzutheilen.



Es war zum ersten Mal, daß ich mich in so rein deutscher Gesellschaft befand; zum ersten Mal, daß mir ein ächt deutsches Charakterbild enthüllt wurde,

und deshalb machte es einen solchen Eindruck auf mich, daß ich im Stande war, ihn durch Aufzeichnung fester und bleibender zu gestalten.

Wenn ich mir das ganze Bild vergegenwärtige, den schaukelnden Kahn, die helle Flut, die anmuthige Gegend — alles dieß aber ohne Großheit — und dann dazu die Gesellschaft: die beiden dicken Ruderer, lachend und keuchend, den feinen, stolzen Offizier, den dicken Eisenhammerbesitzer, in seinem breiten Idiom erzählend, und endlich — um die Gruppe zu vervollständigen — mich selbst, mit einer Art von ängstlicher Neugierde im Kreise umherschauend — so kann ich mich wohl noch jetzt daran belustigen.

„Ich denke mir stets unter Wikar,“ sagte der Krieger, „einen hungrigen, langen, etwas vorgebogenen, blonden jungen Mann, mit glattgeschaitelten Haaren einer Brille auf der Spignase, großen Vatermördern, gesteiften Zipfeln am weißen Halstuche, in einem langschößigen, spitzulaufenden, abgetragenen schwarzen Frack, ausgewaschenen und zu kurzen Pantalons und etwas schiefgetretenen Stiefeln — und, indem ich dieses Bild entwerfe und festhalte, muß ich mir selbst ge-

stehen, daß ich nicht recht weiß, woher mir diese vorgefaßte Idee kommt, und es Jedem willig überlassen, an seine Richtigkeit zu glauben oder sie zubezweifeln.“

„Tritt der Vicar in eine Gesellschaft, so zieht er die Schultern in die Höhe, streckt den Kopf vor, läßt ihn auf die Brust sinken und schnellst ihn dann wieder rasch in die Höhe; diese Bewegung des Kopfes, die mit dem Bocken der Pferde einige Ähnlichkeit hat, ist sein Gruß; nimmt er den Hut ab, so greift er den Rand am hintern Ende an; spricht er, so sieht er gewöhnlich den, zu dem er spricht, nicht an, sondern schlägt die Augen zu Boden. Das Gleichgiltigste, was er zu sagen hat, betont er stark, und er besleißt sich eines gewissen Singsangs, der unangenehm auffällt, mit dem er aber zu kokettiren scheint.“

„Mir scheint,“ bemerkte ich hierauf, „daß diese Schilderung doch wohl nicht so ganz und gar auf Vorgefaßtem beruhen möge, sondern, daß vielmehr ein lebendes Original, oder auch wohl mehre dazu geseffen haben. Erlauben sie mir nun aber, Ihnen einige Züge aus dem Leben eines englischen Vicars mitzutheilen,

den ich erst vor Kurzem, und zwar in Baden, wieder anzutreffen so glücklich war.“

„Ich hatte ihn lange aus dem Gesichte verloren. Einst begegnete ich ihm in einer kleinen Stadt, die nahe an meinem Gute liegt, wohin mich Geschäfte gerufen hatten. Ich kannte ihn schon lange, und da ich an ihm eine besondere Aufregung bemerkte, so fragte ich ihn um die Ursache.“

„Ich bin durch den Tod einer alten Tante,“ spricht er, „in den Besitz von tausend Pfund gerathen, und war eben daran, sie mir vom Banquier auszahlen zu lassen, als ein vertrackter Bursche mit einem allerliebsten Pommerl mir vor die Augen kommt. Ich hatte mir lange schon ein solches Hündchen gewünscht und mußte es haben, koste es was es wolle: denn Geld hatte ich ja genug. Der Bursche fordert einen Sovereign und ich zahl's ihm, ohne weiter zu handeln. Damit machen wir uns auf den Weg: ich, mein Pommerl und die neunhundert neun und neunzig Pfund — denn ein Pfund hatte ich ja für das Thierchen ausgegeben.“

„So war er denn nun bis an das Thor gekom-

men, als plötzlich es dem Pommerl nicht mehr gefällt mitzugehen, und es, ohne sich lange zu besinnen, umkehrt und zu seinem alten Herrn hinläuft. Der neue Herr sieht dieß kaum, als er, entsetzt über den Verlust, seine erhobene Erbschaft, die er noch in der Hand hält, ohne Säumen, in's Gras wirft, und dem Hunde nachläuft, um ihn zu fangen. Umsonst! Der Hund, sich scheu umblickend, bemerkt seinen Verfolger, und jagt nur immer stärker über Stock und Stein, die Kreuz und Quer und mein armer Freund muß endlich die Hoffnung aufgeben, den Flüchtigen zu ertölen. Da fällt es ihm erst ein, daß er sein Geld nicht mehr habe, er besinnt sich dunkel, daß er's weggeworfen, weil es ihn genirte, als er den Hund greifen wollte. Er kehrt bestürzt an den Ort zurück; er hat sich einen großen Nußbaum gemerkt, der die Stelle bezeichnet, doch vergebens sucht er sein Geld und traurig muß er sich gestehen, daß seine Leidenschaft für die Pommerl ihn um die Erbschaft gebracht, und daß die Weisheit erheische: fortan seine Leidenschaften zu bezähmen. Das

Geld war fort, und alle Bemühungen es wieder zu erhalten blieben fruchtlos.“

„Er war eben nicht besonders schön zu nennen, Er hatte ein langes gelbbraunes Gesicht, das in dicken, schwarzen Haaren steckte; sein Körper war überaus hager, die langen Knochenfinger waren ebenfalls mit Haaren bewachsen, und die Augen schillerten grün. Dennoch bewarb er sich um die Hand eines schönen Mädchens, weil ihm noch einige andere Erbschaften bevorstanden und er der Meinung war, daß das Geld auf der einen Seite die Wagschaale wohl zum Einsinken bringen würde. Was ihm an äußerer Liebeshwürdigkeit abgehe, hoffte er durch Toilettenkünste zu ersetzen. Nun schenkte er mir darin ein großes Vertrauen, und berieth sich mit mir, wie er sich kleiden müsse, um das Herz seiner Schönen zu erobern. Ich fröhnte seiner unschuldigen Manie und führte ihn zu einem Modeschneider, der ihn mit einem vollständigen Anzuge versah. Das war ihm aber noch nicht hinlänglich. Eines Morgens besucht er mich mit einem schönen Halstuche, prächtig gestreift, nach des großen Brummels Erfindung, der bekanntlich die Anwendung

des Kraftmeihs auf Halsbekleidungen zuerst erfonnen hatte. Seine Bitte geht dahin, daß ich ihm das Tuch umlege und ihm, den damals so beliebten Prinz-Regent-Knoten schlinge. Auch diese Bitte erfülle ich ihm, so gut ich es vermag, und er verläßt mich froh, wie ein König, nicht zweifelnd, daß er bald am Ziele seiner Wünsche stehen werde.“

„Es vergingen ungefähr vierzehn Tage bis ich ihn wiedersehe. Er sah traurig und abgehärmt aus; die Augen lagen ihm tief im Kopfe, aber vor Allem war es seine schmutzige Wäsche und die gänzlich zerdrückte und zerknitterte Halsbinde, auf welche er doch so besondern Werth gelegt hatte, die mir in die Augen fielen. Auf meine Frage gesteht er bald, daß er die ganze Zeit über nicht in's Bett gekommen sei, da er, um den schönen Prinz-Regent-Knoten zu schonen, stets auf dem Stuhle geschlafen habe. Nun sei es ihm aber doch zu arg, und er freue sich, mich endlich wieder gefunden zu haben, um mich zu bitten, daß ich ihm ein anderes Halstuch wieder eben so binde, denn er müsse nothwendig frische Wäsche anziehen. Er selbst sei aber nicht im Stande den Knoten zu machen.“

Man kann denken, daß unter diesen Umständen seine Aufmerksamkeit nichts gefruchtet hatte, und daß die junge Dame sich von dem schmutzigen Menschen mit Abscheu wegwandte, dessen überwachtes und zerstörtes Aussehen sie wohl noch auf andere unangenehme Vermuthungen führte.“

„Als er nun dieß inne geworden war, wollte er verzweifeln und sann Tag und Nacht auf Mittel, sich das Herz der Schönen wieder zu erringen, da er sich fest einbildete, es schon besessen zu haben. Er machte die tollsten Schritte, bis er endlich auf den Wahnsinnigsten gerieth, und sich an den Bruder des Mädchens wandte und diesem eine Summe Geldes bot, wenn er ihm die Schwester schaffen könne. Die Folge davon war, daß er die Treppe hinabgeworfen wurde und sich hierauf mit seinem Schmerze und seinem gesteiften Halstuche in die Einsamkeit zurückziehen mußte.“

„Nach vielen vergeblichen Versuchen, sich eine Braut zu erringen, war er endlich wieder einmal so glücklich gewesen, einen reichen Vetter zu beerben, und in Folge dieses Ereignisses erlangte er auch, was er so

sehnlich wünschte. Ein habfüchtiger Vater versprach ihm die Hand seines Kindes, und obgleich dieß durchaus nicht einwilligen wollte, wurde der Tag zur Hochzeit dennoch festgesetzt, und der sonderbare Mensch, eine Art von Peter Schlemihl, führte das unglückliche Opfer zum Altare. Der Abend kam, und der wonnenvolle Augenblick für den Neuvermählten war erschienen. Aber ein neues Unglück zog auf, das Alles zerstörte. Schon war er im tiefsten Negligé und schickte sich an, das Brautbett zu besteigen, als aus finsternem Gewölke ein jäher Blitz herabfährt, dem ein majestätisch langhinrollender Donner folgt. Unser armer Freund hatte aber vor einem Gewitter die entsetzlichste Furcht; den Blitz konnte er nicht sehen, den Donner nicht hören. So wie er daher dastand, glaubte er nichts Besseres thun zu können, als mit dem Kopfe in die Polster zu fahren, und sich dort so hineinzuwühlen, daß ihm Sehen und Hören verging. Dennoch aber konnte er es nicht unterlassen, aus Angst mit den nackten, dürrn, über und über schwarzbehaarten Füßen, wie ein Trampelhier zu stampfen und zu strampeln. Man kann denken, wie dieß den Eindruck, den

er ohnedieß auf die Braut schon früher gemacht hatte, noch verstärkte. Ohne sich lange zu besinnen, machte sie sich, ehe er's merken konnte, aus dem Staube. Nun denke man den Schrecken des Bräutigams, als das Gewitter aufgehört hatte und er den Kopf erhob. Die Braut war fort und erklärte nie wieder zu dem Menschen zurückkehren zu wollen, der sicherlich von einem bösen Geiste besessen wäre.

„Trotz dieser mehrfachen Unglücksfälle gab er das Freien doch nicht auf, und klopfte noch überall an, wo er ein heirathsfähiges Mädchen wußte; bis es ihm endlich gelungen war, eine Frau sich zu erwerben, die zwar nicht mehr hübsch und jung, aber dafür desto herrischer war und ihn nahm, in der sichern Ueberzeugung die Stärkere zu seyn. Eben in dieser anmuthigen Verfassung traf ich ihn neulich wieder. Er war noch immer der Alte. „Meine Frau,“ versicherte er, „ist die liebenswürdigste und beste Person von der Welt, und ich lebe ganz glücklich mit ihr, wenn sie mich nur besser kennen lernen wollte. Aber sie nennt mich nur stets „Kindvieh,“ und außer der Kinderstube darf ich mich kaum vor ihr blicken

lassen. Sie hat mich jetzt auf den Kontinent mitgenommen, und da ich mich sehr geschickt anzustellen weiß, so hoffe ich, daß sie nächstens wohl ihre Meinung von mir ändern wird.“

„Er bat mich ihm ein gutes Wort einzulegen, und wollte mich mit seiner Liebsten bekannt machen, allein ich zeigte wenig Lust dazu, und ging ihm aus dem Wege.“

## XXIII.

Eins von den erheblichsten Originalen, die mir in meinem Leben vorgekommen, traf ich einst in den Bädern von Cheltenham. Es war ein schwarzer Badegast, der Gott weiß wie, auf den Einfall gerathen war, nach Europa zu reisen, um einem, bei seiner Nation sehr seltenen Trieb, sich zu bilden, nachzukommen. Wenn wir auch nicht dem Urtheil gewisser Nordamerikaner beistimmen wollen, die den Schwarzen nur einige Vorrechte vor den Affen einräumen, im Uebrigen aber, ihnen keine höhern menschlichen Fähigkeiten zuschreiben — so müssen wir doch — bei aller Humanität — sehr aufrichtig gestehen, daß

unser schwarzer Elegant, wie er sich auf Promenaden und anderen Orten zeigte, nicht geeignet war, nordamerikanische Vorurtheile geradezu zu widerlegen.

Er war seiner Erscheinung nach eine Art von Karikatur; übermäßig modern in der Kleidung, barock in seinen Geberden und Stellungen, wollte er mit einer gewissen Art von Bildung prunken, und da er französisch und englisch verstand, so pikirte er sich recht viel Bücher der neuesten Literatur nach Hause zu schleppen. Ob er sie las, würden wir natürlich nicht zu verbürgen übernehmen.



Er hatte eine wahre Wuth, sich überall zu zeigen, und da konnte es denn nicht fehlen, daß bald allerlei

Geschichtchen über ihn im Schwange waren. Es gibt nichts Kleinlicheres in Bezug darauf, als die sogenannte höhere Gesellschaft. Einige unterließen nicht, zu verbreiten, er sei von Haus aus nichts Anderes, als ein gemeiner Neger, der mit seinem Herrn, einem Pflanzer aus Surinam nach Europa gekommen sei, dann Kutscher oder Kammerdiener bei einem vornehmen Herrn geworden wäre, und endlich durch Spiel, Spekulation oder Betrug sich Geld erworben habe. Andere hingegen behaupteten, daß er ein leibhaftiger Neffe Sr. kaiserlich - königlichen Majestät, Christophs des Großen, schwarzen Andenkens, und eigentlich Prinz von Geblüt und Herzog von Orgeade sei, was zu deutsch mit Gerstenschleim gleichbedeutend ist, und nur fälschlich mit Mandelmilch übersezt wird, da Orge bekanntlich Gerste und nicht Mandel heißt.

Wie dem nun auch sei; unser Schwarzer wußte, was seiner Farbe an Schönheit, und seinem Stammbaum an Alter abging, durch eine große Sicherheit und Zudringlichkeit zu ersetzen. Seine Abkunft war jedoch kein größeres Räthsel, wie seine ganze Existenz; aber dergleichen Räthsel gibt es Viele in einem besuchten Badeorte;

man läßt sie am Wege liegen, begnügt sich damit, sie aufzugeben, und ist mit halber Lösung zufrieden. Diese ist am generellsten damit gefunden, wenn man sagt: der Mensch spielt — sobald man ihn spielen sieht — oder: er muß wohl spielen oder gespielt haben — wenn man ihn nicht am grünen Tische wahrnimmt.

Daß man den Herzog von Orgeade bemerkte, darf wohl nicht erst versichert werden, dafür bürgte seine Farbe, die Art sich zu führen, sein vermeinter Titel und vieles Andere noch. Was man mit dem Worte „Bemerkten“ in der Badegesellschaft zu bezeichnen pflegt, bedarf aber wohl auch keiner weitläufigen Erklärung. Man traf ihn überall; er versäumte kein Concert, keine Reunion und keine sich darbietende Gelegenheit, um sich vorstellen zu lassen. Sobald ein Fremder von Bedeutung die Wadelliste vermehrte, so war er auch gleich bei der Hand, um sich einen geeigneten Mann zu suchen, der ihn einführte. Manchmal wandte er sich in seinem Eifer an Leute, denen er selbst kaum bekannt war. So traf es sich einst, daß er mit einem solchen Gesuche einem vornehmen Herrn überläßtig wurde, den er schon oft in dergleichen Fällen in An-

spruch genommen hatte. Dieser stellte ihn daher einem russischen Fürsten mit den Worten vor: „Je vous présente un homme très présent et très peu présentable.“

Das Epigramm kam herum, und hatte zur Folge, daß der Herzog von Orgeade förmlich Mode wurde, und daß die ennuyirte Welt sich dazu drängte, seine Bekanntschaft zu machen. Dieser günstige Umstand war Schuld, daß er den Scherz nicht übel nahm.

Ein seltsamer Zufall wollte, daß zu eben jener Zeit ein anderer Schwarzer nach Cheltenham gekommen war, von dem man sagte, daß er ein moderner Erdsus sei. Er soll lange Zeit selbst Sclavenhändler gewesen seyn; ein Handel, der den Weißen mit Schande brandmarkt, den Schwarzen jedoch wo möglich noch mehr entehrt. Welch ein Herz gehört dazu, gegen seine eigenen Landsleute so unmenschlich zu verfahren. Doch wollen wir dem Gerüchte nicht geradezu Glauben beimessen, und annehmen, daß unser Schwarzer nicht wirklich so schwarz war, wie ihn das Gerücht darstellte.

Häßlich war er in hohem Grade, und darin stand er dem vermeinten Herzoge von Orgeade bedeutend

nach, der als Neger schön genannt werden konnte. Unser sogenannter *Clavendändler* war von kleiner Gestalt, fast bucklich und hatte schiefe Beine. Sein Gesicht war einer alten Meerkatze nicht unähnlich. Obgleich das Geld die europäischen Schönen manchmal über körperliche oder geistige Mängel hinwegsehen läßt, und eine oder die andere sich vielleicht entschlossen haben könnte, dem goldbeschlagenen Popanz ihre Hand zu reichen, so war doch dieser von seinem pfißigen Negertriebe so durchdrungen, daß er allen Lockungen zu entgehen wußte und sich, um den ewigen Anforderungen ein Ende zu machen, und seinem eigenen Wunsche nachzukommen, sich eine Negerin von ächter Race aussuchte, und sie zu seiner glücklichen Gattin erkor. Nie paßten zwei Menschen herrlicher zusammen, so schien es; aber wie oft und bitter der Schein trügt, sollte sich auch hier deutlich zeigen. Es war das interessanteste Paar, das man sich nur denken kann.

Als sie am ersten Abende auf der Promenade erschienen, erregten sie, wie man sich leicht denken kann, das größte Aufsehen. Bald aber legte es sich, und an die Stelle trat die größte Zuvorkommenheit, wo-



mit man das schwarze Paar behandelte, denn es öffnete ein Haus der Gesellschaft, dessen Luxus noch Jahrelang das Sprüchwort blieb. Besonders fanden die Diners den größten Anklang bei den sogenannten **Viveurs**. Dergleichen der Spott nicht ruhte, und man sich darin gefiel, zu behaupten, der Clavenhändler schlachte junge Negerclaven, um sie mit westindischen Gewürzen als Ragout seinen Gästen vorzusetzen, so war seine Tafel doch nicht weniger besucht.

Wie ich zum ersten Male die zweifelhafte Ehre genoß, mit ihm zu Frühstück, befanden wir uns allein. Die Lady war unpaß, und blieb auf ihrem Zimmer. Desto vertraulicher war der Ton, den der

reiche Amphytrio anschlug. Er ließ mich einen Blick in seine Neigungen werfen; er war Antiquar, Numismatiker, Gemäldesammler, kurz — er hatte alle modischen Liebhabereien weg, ohne die man heute keine vornehme und reiche Rolle zu spielen glauben darf. Ich mußte Alles schauen, Alles bewundern, was er hatte. Ich hatte seine Einladung angenommen, und ich sah nunmehr kein Mittel, den Kelch abzuweisen — ich mußte ihn leeren bis auf den Grund.

Nachdem ich fertig zu seyn glaubte; wir hatten einen langen Weg durch einen Haufen Plunders zurückgelegt, stieg seine Vertraulichkeit, die einige Flaschen frappirter Champagner bedeutend erhöht hatte, auf den höchsten Grad. Er öffnete eine alterthümliche Kassette von Metall, von überaus schöner, getriebener Arbeit, die mit großen Wappen verziert war, und zog daraus eine kostbar gearbeitete Mappe hervor, welche Banknoten, Kassenanweisungen und Wechsel enthielt; eine ungeheure Summe! Ich konnte mich eines leichten Schauders nicht erwehren, als ich an die armen Schwarzen dachte, und ich war sentimental genug,

den reichen Burschen hassen zu können in jenem Augenblicke.

„Hier sind, sagte er schmunzelnd, und sein weißgezahnter Haijischbrachen schlichte sich nach und nach von einem Ohr zum andern, keine Stammbäume und Pergamente, jedoch Adelsbriefe anderer Art, die von jenen nicht verdunkelt werden. Gediegenes Gold gewährt die reinste Aristokratie; die stolzeste und glänzendste. Finden Sie eine, die es mit dieser hier aufnimmt, so will ich ihr meine Huldbigung darbringen.“

Und damit ergriff er ein solches Büchlein zusammengelegter Wechsel und blätterte es mir unter der Nase auseinander, um mir zu zeigen, welche große Summen es enthielt, und mir seinen Adel „zum Verfall“ und seine Wappen „An Vorzeiger“ zu beweisen. Ich hatte genug an dem Frühstück und an dem ganzen Menschen, und wollte ich nicht unhöflich werden, so war's das Beste mich zu entfernen.

Seitdem hatte ich ihn lange nicht wiedergesehen; ich vermied es sogar ihm zu begegnen, um seinem lästigen Einladen aus dem Wege zu gehen. Indessen fuhr er fort ein großes Haus zu machen, und ich

hörte von seinem Aufwande. „Ein Beobachter muß Alles sehen, Alles kennen lernen,“ sagte ein Freund zu mir. Und ich gesteh' es gern, daß der Wunsch, eine Skizze für mein Tagebuch zu erhalten, mich bestimmte, den Clavenhändler noch einmal zu besuchen.

Er hatte seit jenem Frühstücke, daß ich bald nach seiner Ankunft bei ihm einnahm, seine Wohnung verändert und residirte jetzt in dem schönsten Hotel, das den Fremden offen stand. Wie ich ihn schon früher kennen gelernt hatte, so sprach er wieder von nichts Anderem, als von seiner Einrichtung, von seinen Pferden, von seinen Domestiken, seinen Dinern und dergleichen. Dabei nannte er alle Hoheiten, Durchlauchten, Herrlichkeiten und gewöhnliche Berühmtheiten, die er bewirthe hatte, dann ging er — wie ich das vorausgesehen — auf meine Einladung über.

— Wenn Sie mir eine ganz vertrauliche Einladung zu Gute halten wollten, so würde ich Sie ersuchen, mir die Ehre zu erweisen, heute bei mir zu essen mit einigen russischen Prinzen, einem deutschen Herzoge, zwei französischen Vicomtes und etwelchen Lords von ihrer Nation. Auch etliche Gesandte und andere Per-

sonen von Distinction werden sie bei mir sehen, die sie wahrscheinlich schon kennen werden. Ich mache nicht viel Umstände, und man wird sich amüsiren.

Man kann denken, daß ich diese originelle Einladung acceptirte.

Um halb sieben Uhr wurde ich in ein herrliches Gemach eingeführt, wo sich die Gäste versammelten, und in Gruppen unterhielten. Etwa eine Stunde später meldete man, daß aufgetragen sei. Die Tafel befand sich in einer Art von Gallerie, an deren oberem Ende sich, nach englischer Sitte, ein auf Stufen erhöhter Schenktisch befand, der mit Silber, Gold und Cristall verschwenderisch bestellt war. Ueberall zeigte sich wohl Reichthum, doch suchte man den Geschmack vergebens. Der Schwarze strahlte oder glänzte vielmehr vor Wonne, als er die Hoheiten, Durchlauchten und Excellenzen Platz nehmen sah, und sich selbst in die Mitte zweier alten Damen setzte, während seine liebe Gattin den deutschen Herzog und einen der russischen Fürsten zur Fassung erhielt.

Es würde der reichsten Phantasie nicht möglich seyn eine üppigere Mahlzeit zu denken. Allein trotz des

großen Ueberflusses und der Ausgesuchtheit der Speisen und Weine, herrschte die tödtlichste Langweile an dieser Tafel und die Gäste sehnten sich, daß Alles nur ein baldiges Ende nehmen möchte; dieß konnte man in ihren Mienen lesen. Keiner wollte es übernehmen die Unterhaltung zu beleben oder allgemein zu machen. Die Gesellschaft, die theils wider Willen, durch das ewige Einladen des Wirths, oder aus einem bloßen Trieb der Neugier, gleich mir, hier vereinigt war, fühlte sich gezwängt, als der Spaß zu lange dauerte. Nur der Schwarze allein schien davon nichts zu empfinden, er war vielmehr davon überzeugt, daß eine so eminente Gesellschaft nothwendig auch sich gut amüsiren müsse.

Nachdem das Essen vorbei war, verfügte man sich in einen Salon, der ganz das Ansehen hatte, als ob darin eine Versteigerung gehalten werden sollte; denn es waren hier auf allen Tischen eine Menge Juwelen, geschnittene Steine und allerhand kostbare Seltenheiten ausgebreitet. Was jedoch den peinlichen Eindruck, den alles dieß hervorbrachte, bedeutend vermehrte, war, daß eine Anzahl von vertrauten Bedienten, gleichsam wie Wächter um-

herstanden, um den Schatz mit den Augen zu hüten, und zugleich den Gästen auf die Finger zu sehen. In den Nebenzimmern waren Whisttische hergerichtet, die sogleich mehre von der Gesellschaft occupirten, um ihrer drückenden Verlegenheit ein Ende zu machen.

So waren die Feste dieses reichen Mannes beschaffen. —

Dieses glückliche Paar — der Clavenhändler nemlich und seine Dame, wurde jedoch nur zu bald aus seinem Himmel gerissen.

Der Herzog von Orgeade, trotz seiner anhaltendsten Bestrebungen, konnte bei dem Clavenhändler nicht vorgestellt werden. Der Emporkömmling erkannte den Adel Christophs I nicht an, und dessen Großneffe war daher nicht zulassungsfähig in seinen Salons. Orgeade schnob Rache.

„Sollte des Crösus Weib unempfindlich seyn?“ fragte er sich, und ein Blick in den Spiegel geworfen, sagte ihm, daß er den Versuch wagen dürfe.

Negerinnen haben heißes Blut; Orgeade wußte das  
Die Mappe von A. Ewald.

und baute darauf seinen Plan. Sah er sie allein, das heißt, begegnete er ihr zufällig, so konnte es nicht ausbleiben, daß er ihre Blicke auf sich lenkte. Die Sache mußte gefährlich werden, da die gleiche Farbe die Frucht einer geheimen Verbindung nicht zu ver-rathen drohte, und des Gatten Sorglosigkeit nicht daran dachte, diesen Schatz zu bewachen.

D hätte er ihm nur halb jene Sorgfalt gewidmet, die er seinen Antiquitäten angedeihen ließ!

Einst, es war ein schöner Abend — die Dame war im einsamen Boskett und harrete ihres Gatten, um sich mit ihm auf die Promenade zu begeben. Sie mochte wohl des süßen Afrikaners gedenken, der ihr schon mehrmals aufgefallen war, und dessen holdes Bild ihr Herz beunruhigte und sie schon in Gedanken treulos werden ließ. Sie war jedoch weit entfernt, sich darüber Vorwürfe zu machen. Solche schwarze Damen wissen nicht, was Vorwürfe sind, die man sich selbst macht.

Wie sie so dasaß, hörte sie Schritte knistern; sie horcht auf: das ist ihr Gatte nicht — sie blickt hin

— und ach! er ist es! da steht er unfern von dem Gebüſche, das ſie ſeinen Blicken noch entzieht — ſie ſchwankt keinen Augenblick über das, was ſie zu ergreifen habe — ſie ſpringt auf, wie die Gazelle in ihrer glühenden Heimath und tritt aus dem bergenden Schatten hervor mit unendlicher Grazie, dem Geliebten entgegen. Dieſer bleibt wie verſteinert vor ihr ſtehen, mit dem vollſtändigen Aplomb eines kari- kirkten Stugers. Er zieht ſeinen ungeheuern Hemd- kragen noch höher an der ſchwarzglänzenden Wange hinauf, und dieſer prächtige Kontrast vollendet die Verwirrung aller Sinne bei ſeiner Geliebten. Beide ſagen ſich nichts — ſie ſind ganz Gefühl.



Was diesem ersten, unbelauschten Beisammenseyn folgte — wer wollte es beschreiben? Es bleibt nichts übrig, als den altmodischen Romanschreibern zu folgen und die Worte herzusetzen:

„Hier falle ein Schleier darüber!“

---

## XXIV.

Diesem ersten Zusammenseyn folgte bald das zweite — das dritte — das vierte — und so mit Grazie in infinitum. Wer möchte hier zählen?

Der arme Millionär schien nicht zu ahnen, wie sehr er hintergangen ward, wie seine eigene Farbe in seinem Glücke wühlte. Er war noch ganz dieselbe Aufmerksamkeit gegen seine schwarze Hälfte; allein diese hatte sich und ihr Betragen verändert. Sie behandelte ihren Gatten auf empörende Weise; er mußte den grellsten Widerspruch ertragen, seine Liebkosungen wurden nicht erwidert, sie suchte die Einsamkeit, sie gestand ihm, daß ihr seine Gesellschaft anwidre.

Dies öffnete ihm nach und nach die Augen; selbst sein plumper Negerverstand durchdrang dieses Mysterium. „Sie muß einen andern auf dem Korn haben,“ dachte er ungefähr in seiner gemeinen Landessprache, und er nahm sich vor, auf der Hut zu seyn.

Von jetzt an spionirte er, und zahlte Spione. Die Frau war von Argusaugen umlauert; die Entdeckung konnte nicht ausbleiben.

Bald war's heraus, daß der Herzog von Orgeade jeden Abend, und wann es geschehen konnte, seine geheimen Unterredungen mit der Lady hatte. Der Schopenhändler wollte aus der Haut fahren; sein schwarzes Blut kochte, er tobte im ersten Augenblicke wie ein wildes Thier, und konnte sich nur nach und nach bezähmen.

Wer ihn aber bezähmte, war einer seiner gewöhnlichen Tischfreunde, der ihm mit schlauer Klugheit eine ernstere Genugthuung zu nehmen rieth. Dieser Mensch war sein Jago; er Dthello.

Der Zufall wollte, daß der Schopenhändler am Lesekabinet vorüber ging; sein Jago mit ihm.

— Siehst Du dort hinter den halbverhangenen Scheiben? flüsterte der.

Er blickte hin. O Ihr Schlangen Dongola's! Ihr Löwen Sahara's! Da sah er sie sitzen — mit der Mine der Unschuld — einige Keepsakes durchblättern und neben ihr der schwarze Herzog, glänzender schwarz als je, gepugter als je, Kopf an Kopf, Bilder besehend, süße Worte tauschend, leiser wie der Verrath, den sie übten — aber leise nahe auch die Rache, leise die Gerechtigkeit. Der gekränkte Gatte nur scheinbar zurückgehalten von seinem Jago, trat ein.

Der Sklavenhändler wollte sich vergessen; er bot dem Verführer seiner Gattin eine Vorparthie an und belegte ihn mit den herausforderndsten Namen. Die Leser in dem Kabinete wurden aufmerksam, und nahmen den Auftritt für ein belustigendes Schauspiel. Schon wurden Wetten gemacht, ob der oder jener der beiden Schwarzen als Sieger bestehen würde.

Plötzlich jedoch nahm das Ganze eine Wendung des Ernstes, ja des Tragischen, die Niemand sich wohl versehen haben würde.



Mit edlem Stolze trat der vermeinte Herzog dem vermeinten Schavenhändler entgegen, der noch, die Fäuste geballt in drohender Stellung vor ihm stand.

— Kennst Du mich? fragte ihn der Herzog mit einer Donnerstimme.

Der Andere ließ die Fäuste sinken, riß die Augen und das Maul weit auf, und starrete vor sich hin, als ob er eine Erscheinung hätte. Könnte ein Neger sich entfärben, ich glaube er wäre weiß wie Kreide geworden, so sehr schien er erschreckt.

— Ich bin nicht der, für den ich hier gehalten werde — sagte der vermeintliche Herzog, nie hat es einen Herzog von Orgeade gegeben, mit welchem Titel

man mich hier zu beehren so gütig ist. Einen Herzog von Limonade gab es, der war Statthalter vom Cap Henri, einen Grafen von der Gewürznelke gab es auch, der war geheimer Kabinettssecretär des Kaisers, Du kanntest sie Beide, aber auch den Fürsten de l'Eventail kanntest Du —

Den Andern überfiel ein heftiges Zittern; seine weiten Kiefer schlotterten hörbar aneinander.

— Und dieser Prince de l'Eventail bin ich! —

Wer in diesem Augenblicke die schwarze Gruppe sah, hätte ein bedeutender Menschenkenner sein müssen, das Geheimniß zu erforschen, das in diesen Worten lag. Es handelte sich um eine Hofintrike, die sich einst an dem Hofe des Kaisers Christoph des Großen von Hayti abgesponnen hatte; allein mehr errieth man nicht.

Und mehr sollte sich auch nicht enthüllen; wenigstens nicht mit dem Willen und Wissen der nächsten Theilnehmenden.

Der Prince de l'Eventail blieb in seiner stolzen Haltung; die Dame behielt ihre unvergleichliche Unbefangenheit; Jago machte ein spöttisches Teufelsge-

sicht; aber der Ehemann näherte sich mit Zeichen der Versöhnung in Mienen und Gebehrden demjenigen, der ihn in seinen Rechten gekränkt hatte und sagte ihm wenige, aber wie es schien, gewichtige Worte, darauf sprachen sie leise und verließen miteinander den Saal, zum großen Verdrusse aller Anwesenden, die von Jago allein noch die Befriedigung ihrer Neugierde erhofften.

Allein nichts verlautete, was an der Quelle geschöpft war, und nur trübe und heimlich verbreiteten sich Gerüchte über die Persönlichkeiten beider Neger und jenen Vorfall, bis andere Begebenheiten das Interesse daran verschlangen und nicht weiter danach gefragt wurde; wie es denn immer zu gehen pflegt.

Man erzählte sich aber — um meinen gütigen Lesern nichts vorzuenthalten — Folgendes:

Am Hofe des Kaisers Christoph von Hayti äffte man altfranzösische Sitte nach; besonders war die Kaiserin Maria Theresia, eine Schwarze und Christophs Gemalin, dieser Mode ergeben. Die schwarzen Hofämter, Großwürdenträger und Kavaliere erschienen mit gepuderten Perücken, mit Schminkeplasterchen, die natür-

lich nicht schwarz seyn durften, um von den Gesichtern abzustechen, und mit bestitterten Kleidern angehan.

Unter den Vornehmsten strahlte der junge Prinz de l'Eventail. Er hatte diesen Titel einer, nach dortigen Begriffen, ritterlichen That zu verdanken. Ein junger Fant bei Hofe, der Marquis de Cannelle, der allen Schönen nachstellte, und sogar sein Auge zur Kaiserin zu erheben wagte, hatte einen wunderschönen Rococofächer aus Paris erhalten, und zeigte ihn in den Salons der Kaiserin. Diese sah das allerliebste Kunstwerk und wünschte sehnlichst es zu besitzen. Mit kalter Ironie vernahm Cannelle dieses Begehren, und als die Kaiserin sich herabließ, ihm mit höchstem Munde einen großen Preis dafür zu bieten, ertheilte er ihr die schändliche Antwort: Wie sollte ich daran wohl denken, heute dasjenige zu verkaufen, was ich morgen verschenken werde. Dabei schoß er einen frechen Blick auf die ehrfurchtgebietende Gestalt der Herrscherin.

De l'Eventail, der damals noch nicht so hieß, war zugegen. Das Benehmen Cannelle's empörte ihn.

Rasch sprang er auf ihn zu, entriß ihm den Fächer, und zerbrach ihn am Boden zu den Füßen der Kaiserin. Am andern Tage fand ein Zweikampf statt; Cannelle verwundete seinen Gegner, dieser aber wurde auf Verwendung der Kaiserin von ihrem Gemale, zum Andenken an seine schöne That, zum Fürsten de l'Eventail ernannt.

Cannelle mied zur Stunde den Hof. Er durchzog das Land und versammelte die Mißvergünstigten um sich und die Folge war die Empörung gegen Christoph und sein Tod.

Allein einer seiner Helfershelfer, der mit den Empörern in den kaiserlichen Palast gedrungen war, raubte eine der Prinzessinnen, die noch im zarten Alter stand, und führte sie fort zu Schiffe. Nach vielen Abenteuern kam sie in die Hände des Clavenhändlers, der sich in sie verliebte und es über seinen Geiz vermochte, zweitausend Piaster, die für das junge und schöne Geschöpf ihm geboten worden waren, auszuschiagen, und sie zu seiner Gattin zu machen.

Der Prinz de l'Eventail hatte kaum ihre Bekanntschaft gemacht, als er auch — ein eingefleisch-

ter Legitimist des Kaiserstaates — sogleich ihr jene Huldigung darbrachte, die er einer Prinzessin von Geburt zu widmen für schuldig hielt.

Er ging in seinem edlen Eifer so weit, an eine Wiedereinsetzung der kaiserlichen Familie zu denken, er wollte die hohen Sproßlinge seines Herrn in der ganzen Welt auffuchen; er gelobte das Undenkbarste. Solcher Art waren die Zusammenkünfte gewesen, was auch die böse Welt davon denken mochte, was auch Sago dem Clavenhändler darüber sagte, was auch dieser davon glaubte.

Die Sache hatte jetzt eine andere Seite gewonnen. Der Prinz de l'Eventail, als solcher ward er jetzt anerkannt und wie jedes unverdiente Unglück bedauert, erregte allgemeines Interesse. Der Erbsus sah ihn in seinem Hause; die Prinzessin ließ sich von dem ehemaligen Hofcavalier ihrer Mutter begleiten, und die scandallüsterne Welt war zufrieden.

---

## XXV.

Beim Whistspiele, im Salon des schwarzen Millionärs, bemerkte ich später einen Greis, hochgewachsen und von strengem Aussehen. Er hatte ein starkgefärbtes Gesicht, in dem kleine, dunkle Augen leuchteten, eine bedeutende Nase von röthlichem Scheine und einen weißen Zwickelbart, der vom Kinn etwas abstand, und ihm das Ansehen eines Karakters der Pantomime verlieh, der gewöhnlich als Geizhals geschildert wird, und den Namen Pantalone di Bisognosi, eines venetianischen Kaufmanns führt. Dieser auffallende Mann war einst der berühmteste Spieler seiner Zeit und wohl der Nestor aller derer, die Göttin Fortuna auf dem grünen Teppich einzuholen streb-

ten. Das Spiel war das Geschäft seines Lebens; er betrachtete es als sein Handwerk. Er war noch aus jenen Tagen, wo die Aufrichtigkeit größer in der Welt war, als jetzt, und wo der Ritter sich seiner Wege-  
lagerung eben so wenig schämte, wie der Spieler sei-  
ner Handtierung. Jetzt ist es freilich anders, und jeder strebt zu bemänteln und zu umhüllen, was er treibt, und macht er sein Glück im Spiel, so möchte er der Welt gern verkünden, daß er durch eine vor-  
nehme große Erbschaft reich und vornehm gewor-  
den sei.

Unser Spieler war nicht von dem Schlage; er steckte die Fahne auf, der er geschworen, und war er guter Laune, so ergögte er seine Umgebung wohl auch mit Erzählungen von interessanten Begebnissen, die ihm in seinem bunten Leben häufig aufgestoßen waren.

„Eines Abends,“ so erzählte er uns einst, „befand ich mich mit dem Herzoge von S. in einer Gesell-  
schaft. Ich wußte, daß er es lange gewünscht hatte, sich mit mir zu messen, und nur die erste günstige Gelegenheit dazu erwartete. Seine Aufforderung be-  
fremdete mich daher nicht und wurde von mir bereit-

willig angenommen. Ich überließ ihm die Wahl, und er bestimmte sich für ein Piket. So setzten wir uns denn nach dem Essen, um neun Uhr Abends, an unsern Tisch, und als andern Morgens die Sonne ihre ersten Strahlen durch's Fenster sandte, hatte ich Seiner Herrlichkeit bereits mehr Gold abgewonnen, als sein Herr Vater, während er Generalstatthalter von Indien war, zusammengeschartt hatte. Nach dem letzten Coup, der mich abermals eine ungeheure Summe gewinnen ließ, sagte der Herzog: „Ich glaube kaum, daß ich mit meinem ganzen Vermögen meinen Verlust werde decken können. Ich will meinen Intendanten zu Ihnen schicken, um abzurechnen, und Ihnen meine Besitzungen zu übergeben.“ — Sehr wohl, Mylord! erwiderte ich, dies sind Worte eines Ehrenmannes, trauen sie mir jedoch nicht zu, daß ich gesonnen bin, einen der schönsten Namen des Oberhauses an den Bettelstab zu bringen. Allein eben so wenig wollte ich meine Nacht ohne Ergebnis hingebracht haben. Wenigstens habe ich es nicht in der Art so. Erlauben sie mir daher, daß ich einen Geistlichen und einen Notar kommen lasse. Vor dem

Priester schwören Sie mir, nie wieder eine Karte anzurühren, und vor dem Notar lassen Sie ein Document anfertigen, das mir eine Leibrente von Tausend Pfund zusichert. — der Vorschlag wurde angenommen und streng befolgt. Der Herzog spielte nicht wieder und meine Pension beziehe ich noch.“

Ein andermal erzählte mir der alte Spieler folgendes:

„Kurz vor dem Ausbruch der Revolution war ich nach Paris gekommen. Ich wohnte in dem damals berühmten Hotel d'Angleterre, wo man ziemlich hoch spielte. Am Abende meiner Ankunft setzte ich mich im Salon an einen der Tische, wo zwei Herren Piket spielten. Mir gegenüber saß der Herzog von Grammont, den ich schon von London her kannte, und der damals der König der Mode war. Er faßte mich in's Auge und sprach dann, ob mit oder ohne Absicht, weiß ich nicht: „Man erzählt uns immer, daß die Engländer so ungeheuerer Summen im Spiel oder im Wetten wagen — aber hier bekommen wir niemals Engländer von dieser Sorte zu sehen.“ — Ich antwortete nicht auf diese Ausforderung; doch als sich einige Minuten danach ein zweifelhafter Coup

zeigt, und der Herzog wieder das Wort nimmt und äussert: „Ich wettete gern für diesen Herrn,“ indem er auf einen der Spielenden zeigt — entgegen ich rasch, auf den andern deutend: und ich wette für den Herrn da 4000 Pfund Sterling.

— Wie viel sagten Sie, *Monsieur*?

— Ich sagte 4000 Pfund Sterling.

Der Herzog konnte nunmehr nicht zurück.

— *C'est tenu, Monsieur*, versetzte er darauf.

Es wird gespielt und der Herzog hat verloren.

— Milord, sagte er, indem er aufsteht und zu mir kommt —

— Ich bin nicht Milord, ich bin nur Herr so und so — ich nannte ihm meinen Namen — was wünschen Sie?

— Ich werde vielleicht nicht im Stande seyn, Ihnen auf der Stelle eine so beträchtliche Summe zu entrichten —

— Das gilt mir gleich; ich lasse Ihnen so lange Zeit, als Sie wünschen. Doch aber merken Sie sich: wenn ich spiele, so habe ich stets das nöthige Geld in meinem Koffer.

Der alte Spieler freute sich nach so vielen Jahren noch darüber, „diesem kleinen Herzog von Grammont,“ wie er ihn nannte, eine solche Lection gegeben zu haben, der fortan hoffentlich nicht mehr so schnell über die Engländer geurtheit haben wird.

Das waren die Spieler der alten guten Zeit, von denen nur noch einige wenige Reste, in sehr abgelebten hinfälligen Exemplaren, existiren. Man zeigte mir selbst in Deutschland noch Einige. Die meisten verloren Alles wieder, was sie gewonnen hatten, und nur bei Einzelnen soll das Gegentheil statt gefunden haben, doch sind mir solche nie vorgekommen.

Man fand diese Leute beim Spiele in bester Gesellschaft, in engster Berührung mit Staatsmännern und Großwürden; aber auffer den Spielsälen würde man sie kaum zu grüßen gewagt haben. Es ist daher eine weise Lehre, die ich jedem Neuling hiemit gegeben haben will, daß er sich seine Spielbekanntschaften, wenn sie nichts als solche sind, sonst sehr weit vom Leibe hält. Selbst Namen mögen ihn hierin nichts zu ändern bestimmen. Oft sind vornehme Na-

men und heruntergekommene Menschen sehr eng verbunden.

Wenn unsere englischen Spieler ihre jährliche Rundreise in ihrem Vaterlande gemacht haben, nehmen Sie gewöhnlich ihren Lauf nach dem Kontinente. Hier sind es im Vorbeigehen auch die öffentlichen Banken in Städten, die sie mit ihrer Gegenwart beehren, doch viel mehr ist ihr Blick auf das Spiel in Privatziakeln gerichtet.

Ich traf erst kürzlich einen alten Bekannten dieser Art, einen Herrn N. aus Bath. Er hatte in seiner Geburtsstadt Gelegenheit gehabt, das Spiel kennen zu lernen, durchzog die vornehmsten Städte der drei Königreiche und ging dann zu den andern. Alle hatte er mit großem Glücke auszubeuten gewußt. Wie ich ihn wieder sah, kam er gerade aus Rußland. Er brachte große Haufen Silber und Gold mit, in gemünzter und sonst verarbeiteter Gestalt, herrliche Gefäße, Brillanten in Ringen, Nadeln und Dosen, man hätte ihn für einen Juwelier halten sollen. Allein das Beste war, daß er einen Creditbrief von einer Million Gulden auf zwei der ersten Banquiers bei sich führte. Er machte einen so überschwenglichen

Aufwand, daß er Alles um sich verdunkelte, und gleichsam vergessen machen wollte, woher er seine Schätze besaß. Es gränzte an's Fabelhafte, und mehr als einmal fiel mir das bekannte englische Sprüchwort ein: der in einem Monate sein Glück machen will, wird gewöhnlich schon in der ersten Woche gehenkt.

Ach, nur zu sehr hatte sich meine Ahnung bewährt, kurze Zeit verging, und der Schimmer war verschwunden; der glänzendsten Illusion folgte die trübste Wirklichkeit.

Eines Tages besuchte er mich. Es war nicht mehr die Sicherheit, welche stets der Reichthum verleiht, vielmehr bemerkte ich die Demuth, die den Bittsteller begleitet, besonders wenn er noch nichts Warmes im Leibe hat. Auf meine erste Frage: wie es ihm gehe, erwiederte er ohne Umschweife, mit Verzweiflung im Auge:

„Ich habe nichts mehr: Das verfluchte Spiel hat Alles wieder verschlungen.“ —

Hierauf wollte er mir alle Launen und Sprünge des Glücks aufzählen, wie er um das Seinige ge-

kommen war, wie er aber noch bedeutend hätte dazu gewinnen können, wenn er die Gelegenheit recht wahrgenommen, wenn er anders gespielt, anders gesetzt, anders stehen gelassen haben würde. Ich unterbrach ihn nicht, denn er schien seinen Trost darin zu finden, obgleich ich diese Dinge schon oft gehört hatte, da sie sich in dem Leben aller Spieler nur wiederholen.

— Jetzt bin ich mit Allem fertig, schloß er, indem er mir ein Armband aus Haaren zeigte, dies sind die Haare meiner verstorbenen Frau — die ich sehr liebte — auch dies Andenken wäre den Uebrigen nachgefolgt, wenn ein Pfandleiher mir ein Fünffrankenstück darauf hätte reichen wollen.

Wir machten ihm — größtentheils Fremde oder doch minder Bekannte von ihm — ein Sümmlen zusammen, womit er hätte weiter reisen können. Allein der Wahnsinn ergriff ihn auf's Neue; er verspielte das Geld in der einzigen Nacht, die er noch zu leben hatte; die aufgehende Sonne beschien sein zerschmettertes Hirn, das einen der schönsten Felsenpunkte der Gegend bespritzt hatte.

Ein Zettel lag neben seiner Leiche:

„Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, zu verhungern.“

Der Unglückliche! Und diese Unglücklichen alle, die in einem kurzen Traume von Glück schwelgen, die einen Genuß darin zu finden wähnen, was ihnen doch nur eigentlich die gräßlichste Qual gebiert — sind sie nicht in einem verderblichen Rausche befangen, der sie von Klippe zu Klippe treibt? sie sehen nicht, daß sich ein Abgrund zu ihren Füßen öffnet, in den sie unverweilt stürzen müssen.



Allein bevor sie hineinstürzen, trifft sie das Erwa-  
chen — und welches Erwachen ist das? Alle Geier  
der Reue schlagen ihre eisernen Krallen dem Spieler  
in's Herz — hin die Jugend, hin die Hoffnung, hin  
das Glück! Alles wie ein Traum verschwunden.

Ein einziger Angstschrei und die Tiefe schlägt ihre  
geheimnißvollen Wellen über ihnen zusammen. Ein  
spurlos verschwundenes Daseyn! — — —

---

## XXVI.

## Italien.

— — Und so verlassen wir denn das schöne, herrliche Baden, mit seinen Freuden und Reizen, mit seinen italienischen Lüften! Es bietet uns den ächten Vorgeschmack jenes Landes, von dem der Deutschen größter Dichter singt:

Dahin, dahin,

Möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter, zieh'n!

Wenn die Blätter fallen; wenn die Höhen sich mit Nebeln umziehen; dann schließen sich die Butiken, dann wird es einsamer auf den Plätzen und Spazier-

Die Mappe, von A. Lewald.

gängen; Alles deutet auf den herannahenden Winter. Eine Zugvogelnatur sucht Sonne, Wärme, Leben. Man rüstet sich zur Abreise. Hochaufgepackte Reisewagen rollen nach allen Richtungen aus dem schönen Thale; der einsame Tourist besteigt die Imperiale des Eilwagens, um von hohem Throne dem lieblichen Aufenthalte ein letztes, wehmüthiges Lebewohl zu sagen. —

Bald sind die Alpen erreicht und auf herrlicher Kunststraße überschritten. Wir lassen Schnee und Sturzbäche, die Schauer der Abgründe, die Schrecken der Lawine zurück, wir sehen das Land der Verheißung vor uns: den blauen Spiegel des Mittelmeeres, die rothen, kahlen Zacken des Appenins, die Kuppeln und Dome der prächtigen Städte, die ewigen Kunstwerke des menschlichen Geistes! Wir grüßen fremde Sitte, ein lebendiges Volk voll raschem, südlichen Leben empfängt uns; wir vernehmen den sanften, schwirrenden Klang der Zithern und Mandolinen, das Klappern der welschen Trommeln, den süßen Gesang, die melodische Sprache; wir sehen die hüpfenden Gruppen der Tanzenden, die der Saltarello, die Tarantella im Freien ergötzt.

Wir stürzen uns in Gedanken schon in dieß romanti-  
sche Gewühl; uns umfängt der holbe Traum —  
da treten wir in die schmutzige Osteria, werden ge-  
prellt und geschnürt, und strecken unsere Füße unter  
den Tisch der kellerartigen Küche, um — o Wonne!  
ein Gericht zäher, schwarzer Maccaroni hinunter zu  
würgen. — — —



Liebliches Baden! Bei dir weilt unsere wonnige und  
zugleich schmerzliche Erinnerung!

---